LBIJER 161
folder 1

LBIJER 161

Ein Nazi fährt nach Palästina

folder 1

old number
161

den Völkern des Orients von größter Wichtigkeit sein. Das Gefühl für diese Zusammengehörigkeit marschiert. Nicht nur unter den Juden. Sie bringt erst die Lösungsformel für das Zusammenleben. Die Aufnahmefähigkeit Palästinas ist selbst bei intensivster Bewirtschaftung begrenzt. Aber die neuen Grenzen des Landes sind ja willkürlich, entgegen den Wirtschaftsinteressen der beiden Völker. Transjordanien gehört zwangsläufig zum Wirtschaftskreis Palästina. Seine Lostrennung kostete die Engländer jährlich einen schönen Zuschuß an die Kassen des Emirs, die trotz allem immer leer sind. Die Lostrennung hat das Land an den Rand des Abgrunds gebracht. Eine Wiedervereinigung mit Palästina kann deshalb nur eine Frage der Zeit sein. Die jüdische Siedlungspolitik hat aber auch schon vor einer andern Grenze nicht Halt gemacht. Auch in Syrien, dem französischen Mandatsgebiet, geht man an den Erwerb von Land zu Siedlungszwecken. Auf der westwärts gelegenen Insel Cypern sind sogar schon ganz namhafte jüdische Siedlungen im Entstehen.

Unter diesem Gesichtspunkt ist die Möglichkeit einer starken jüdischen Rückwanderung gegeben. An den Juden liegt es, nicht wieder „Levantiner“ zu werden, sondern sich durch die Erarbeitung eigenen Landes eine Heimat zu schaffen. Dabei ist die Notwendigkeit eines eigenen Staates gar nicht zwangsläufiger Schluß. Wie viele Völker waren jahrhundertelang nicht „Staatsvolk“ und haben sich trotzdem ihr Volkstum bewahrt!

Das Problem des jüdischen Palästinas kann man heute nicht mehr verleugnen. Es besteht, es wächst von Tag zu Tag. Und es ist gut so, denn es weist einen Weg, wie eine Jahrhunderte alte Wunde am Körper der Welt heilen könnte: das Judenproblem.

Fortsetzung folgt

Das erste Sinfoniekonzert des Orchesters des Deutschen Opernhauses findet am Freitag, dem 12. Okt., abends 8 Uhr, statt. Zur Aufführung gelangen Werke von Brahms unter der musikalischen Leitung von Artur Rother mit Georg Kuhlenkampff als Solist.

*

Wolfgang von Rotberg wurde für eine männliche Hauptrolle in „Kann eine Frau sich ändern?“ an das Kurfürstendamm-Theater verpflichtet.

Abenteuerlicher Roman von Wilhelm Schöider

Jagd nach dem Bildnis der Kaiserin Poppäa

28. Fortsetzung

XV.

Zwei in der Zwickmühle

„Sie müssen es viel genauer, viel exakter, erzählen, Baron. Auf die geringste Kleinigkeit kommt es an. Sonst bin ich wirklich nicht in der Lage, irgendwo einen Haken zu finden. Es ist ja durchaus erstaunlich, was Sie uns berichten.“

Nein, der junge Hörby ist mit der Art des Barons, wie er husch-husch seine gestrigen Münchener Erlebnisse zum Besten gibt, durchaus nicht einverstanden. Spielt er vielleicht noch glänzenderes Theater als Karin Horn?

Er lächelt nicht mehr, sein Uebermut ist verschwunden. Manchmal schüttelt er den Kopf, manchmal nickt er Karin zu, manchmal äußert er in lebhaften Ausrufen seine große Verwunderung. Auf jeden Fall ist er kein Dilettant, sondern ein vollendeter Schauspieler. Heimlich bewundert ihn der Baron.

Aber auch Karin Horn mimt äußerste Ueberraschung und Betroffenheit. Ja, sie ist sogar bestürzt, sie kann es einfach gar nicht fassen, daß auch dem Baron die Gemme abhanden gekommen ist.

Immer wieder muß der Baron Einzelheiten erzählen. Und immer wieder stellt Hörby neue Fragen. Aber klarer wird die Sache dadurch nicht. Endlich schweigt Hörby resigniert und zuckt die Achseln.

Wank triumphiert: „Es ist anscheinend etwas zuviel für Sie, Herr Hörby . . .“

„Ja, es nimmt mir die Luft weg.“

„Sie geben also offen zu, daß unser Verdacht berechtigt ist. Die beiden Fälle stimmen völlig überein, nicht wahr? Und jedesmal war Fräulein Holzmann in der Nähe.“

„Allerdings.“

„Und Sie,“ fragt der Baron, „waren Sie gestern nicht auch in München?“

„Auch das. Fräulein Horn hatte aber davon keine Ahnung. Sie vermutete mich in Dänemark.“

„Das können wir nicht kontrollieren,“ stellt der Baron sarkastisch fest, „auf jeden Fall sind auch Sie in die Zwickmühle geraten. Der Verdacht konzentriert sich jetzt auch auf Sie.“

John Hörby braust plötzlich auf. „Zum Teufel mit Ihrem Verdacht. Wir haben mit dieser Geschichte nichts zu tun.“

In diesem Augenblick nimmt Karin Horn die Führung in die Hand. Sie lächelt schon wieder in ihrer alten Art.

„Ja, ja,“ sagt sie, „wir haben einen harten Schlag bekommen, von dem wir uns erst erholen müssen. Der Verdacht ist völlig berechtigt, alle Indizien sprechen gegen uns, ich gebe es offen zu. Unter diesen Umständen halte ich es für völlig zwecklos, irgendwelche Argumente, die den Fall Nummer eins beleuchten können, vor Ihnen auszubreiten. Die Tatsache des zweiten Diebstahls erschlägt ja alles.“

„Sie erklären Ihre Hilflosigkeit?“ fragte Wank.

„Ja.“

Karin erhebt sich. „Gestatten Sie, Baron, daß ich Ihnen einen Vorschlag mache?“

„Bitte sehr.“

„Ich möchte mich eine Viertelstunde lang mit Herrn Hörby zurückziehen. Die Sache muß zwischen uns in aller Ruhe erörtert werden. Vielleicht kommen wir dann auf die Struktur des Falles Nummer zwei.“

Tux — verrückt geworden?

Der Baron verneigt sich. „Ich bitte Sie — Bewegungsfreiheit haben Sie immer noch.“

Dann drückt er auf den Klingelknopf. Und der Diener erscheint.

„Bitte, Xaver, führen Sie Fräulein Horn und Herrn Hörby in den blauen Salon. —

Kaum sind die beiden draußen, da beginnt Michael Wank zu toben.

„So eine Dummheit, eine ausgemachte Dummheit! Begreifst du denn nicht, was die beiden im Sinne führen?“

„Reg dich nicht auf, mein Sohn!“ sagt der Baron, „sie laufen uns bestimmt nicht davon.“

„Du wirst es erleben. Und in der Dunkelheit werden sie entkommen.“

„Unsinn! Zu derlei Torheiten sind sie nicht fähig.“

„Ich dulde es aber nicht, daß sie entkommen.“

„Michael, sei kein Narr! Ich schwöre dir, es wird nichts geschehen.“

Zum zweiten Male drückt er auf den Klingelknopf. Diesmal erscheint der Diener Franzl.

„Hören Sie, Franzl — der Herr Hörby wird bei uns übernachten. Machen Sie das Gastzimmer Nummer drei für ihn fertig“.

„Jawohl, Herr Baron“.

„Und noch etwas: Herr Hörby ist ein Freund schöner Bilder. Nehmen Sie den Franz Hals aus dem Spielzimmer und hängen Sie ihn auf Nummer drei. Anstatt des Kobells. Aber es muß sofort geschehen, verstanden?“

„Sehr wohl, Herr Baron“.

„Das wäre alles“.

Franzl verschwindet.

Michael greift sich an den Kopf. „Tux, du bist verrückt geworden“.

„Laß mich! Man muß jedem Menschen eine Chance geben.“

„Du wirst dabei den Franz Hals verlieren, dafür garantiere ich“.

Der Baron reibt sich schmunzelnd die Hände. „Und ich garantiere dir, daß wir die beiden Gemmen zurückerhalten“.

„Du willst sie also bei dem Diebstahl des Bildes erwischen?“

„Und du wirst mir dabei helfen, mein Junge“.

Die Ludhartinger ist wild begeistert. „Tux, du bist ein Genie. Das ist a Hetz!“

Aber die kleine Bettina sitzt blaß in ihrem Sessel und starrt mit großen Auge ins Leere. —

Eine neue Spur

Eine Viertelstunde später erscheinen Karin Horn und John Hörby von neuem im Chinesenzimmer. Hörby ist schon wieder in ausgelassenster Stimmung.

„Hallo, Baron — ich glaube fast, wir klären auch die Münchener Sache auf“.

„Sie haben also den Haken gefunden?“

„Ja. Wir glauben, daß wir den Täter kennen“.

„Eine hervorragende Leistung, lieber Herr Hörby, alle Achtung! Warum hängen Sie nicht die ganze Schriftstellerei an den Nagel? Der Berufsdetektiv würde Ihnen viel besser liegen. Wollen Sie uns jetzt verraten, was für eine Spur Sie gefunden haben?“

„Erst dann, Baron, wenn wir vollkommen sicher sind. Erst dann, wenn wir den Täter auch wirklich überführt haben. Bis dahin müssen Sie sich gedulden“.

Der Baron pfeift leise vor sich hin.

„Zeit gewonnen, alles gewonnen“, sagt Wank sarkastisch.

„Wenn ich Sie recht verstehe“, fragt der Baron, „so wollen Sie nach München fahren?“

Hörby zuckt die Achseln. „Vielleicht — ich weiß es noch nicht. Ich möchte es morgen früh erst einmal mit einem Telephongespräch versuchen. Vielleicht genügt es“.

„Sie übernachten also heute bei uns?“

„O nein, ich habe doch meinen Wagen“.

„Der steht aber drüben auf der Station“.

„Das macht doch nichts.“

„Unsinn, lieber Herr Hörby — Sie übernachten in meinem Hause.“

„Also gut, danke sehr, ich nehme Ihre freundliche Einladung an. Doch den Wagen möchte ich auf keinen Fall allein auf der Landstraße stehen lassen.“

„Brauchen Sie auch nicht. Mein Chauffeur wird ihn holen.“

„Baron, haben Sie denn noch Platz in Ihrer Garage?“

„Das nicht. Aber bei mir auf dem Hof ist er völlig sicher. Und regnen wird es ja kaum. Uebrigens müssen Sie mir unbedingt die Einrichtung Ihres Wagens zeigen. Es interessiert mich.“ —

In der Volksbühne: „Was ihr wollt“

Nach sprödem Beginn Beifall, Dank, Jubel



„Und nichts erfreut wie unvorsehne Dinge“ — diese Zeile aus „König Heinrich IV.“ liest man unter den Shakespeare-Worten im Programm dieses Abends. Und eben jene Zeile könnte zugleich als Motto über ihm stehen. Denn als in der Volksbühne am Horst-Wessel-Platz die ersten Szenen von „Was ihr wollt“, dieses herrlich beschwingten Lustspiels, zäh und gedehnt abrollten, hatte man wenig Hoffnung. Das erste Bild, das Zimmer des Herzogs, von zu lauter Musik [illegible] ertönt und sprachlich unklar, das zweite nicht viel besser, das dritte mit Derbheiten überladen und von gequälter Albernheit, bis — ja, bis dann plötzlich ein glücklicher Umschwung ka[illegible]

Dies geschah, als das Bühnenbild [illegible] seiner Guckkastenstarrheit löste, sich zu be[illegible] begann und ein vielverzweigter Landsitz si[illegible] mit Zugbrücke und zu Garben gestellte[illegible] Korn, mit hier und da sich öffnenden Fenste[illegible] und Türen, kurzum, als beinahe plötzlich [illegible] lebendige Atmosphäre da war. Und das [illegible] Haus hat einen guten Instinkt, als die [illegible] Viola in Hosen sich von Olivia verabschie[illegible] gibt es zum ersten Male Beifall bei offener Szene. Beifall, der mit Recht anhält und zum Schluß zu Dank und Jubel sich steigert. Der [illegible] Sierck darf inmitten all seiner Darsteller [illegible] viele Hervorrufe sich verneigen. Denn: „Nichts erfreut wie unvorsehne Dinge!“ — —

Es war der dritte Shakespeare-Abend dieser Spielzeit. Zwischen dem opernhaften „Sommernachtstraum“ im Theater des Volkes und der Rokoko-Idylle, zu der Hilpert „Wie es euch gefällt“ machte, hält dieser Abend der Volksbühne etwa in der Mitte. Wie ja auch die Volksbühne rein äußerlich die Mitte hält zwischen dem Kammerspiel-Charakter des Deutschen Theaters und dem Riesenraum des Theaters des Volkes. So ging man nicht gleich bis ins Opernhafte, aber man gab dem Auge reichlich zu schauen, ließ Musik erschallen und spielte alle Rüpelszenen breit aus. Alexander Golling war mit dröhnender [illegible] der Junker von Rülp, der Saufuß und Sch[illegible] neben dem feigen Dummkopf, jenem Junker von Bleichenwang, den Werner Fincks kabarettistische Begabung zu einer wahren Musterkarte der Torheit und Albernheit machte. Sehr zum Behagen seiner Zuhörer, aber weniger wäre oft mehr gewesen.

Josef Sieber war der Narr. Auch er geriet erst allmählich in den rechten Schwung, aber das letzte Lied, mit dem er sich und das Ganze vom Publikum verabschiedet, zeigte ihn voll auf der Höhe. [illegible] als ausgelassene Zofe, drall und frisch und ohne jede gefährlich naheliegende Uebertreibung. Sehr drollig, schon in der Maske, Max Lammer und Walter Tradowsky in der Episode der beiden Polizeimänner. Damit kommen wir von den Rüpeln und junkerlichen und nichtjunkerlichen Narren zu den Damen und Herren. Erich Strömer als Herzog ein bißchen blaß, besonders am Anfang. Desto farbiger Paula Denk als temperamentvolle Olivia und der junge Carl Balhaus, der ihr liebesuchendes Herz schließlich tröstet.

Herta Saal war die Viola. Sie nahm ihre berühmte Rolle, die an großen Traditionen reich ist, mit unbekümmerter Frische und Natürlichkeit, mit offenem Gesicht und liebenswürdigem Lächeln. Und daß sie so ihren Zuschauern gefiel, bekundete ein Beifall, der oft gerade sie besonders auszeichnete. Bleibt der Malvolio. Jene tragikomische Figur zwischen Herren und Dienern, zwischen Rüpeln und Rittern, zwischen Klugen und Dummen. Hans Halden machte aus ihr mit bewährter Kunst jenen verschrobenen Kauz, der dem Dichter ohne Zweifel besonders am Herzen lag. Diese seltsame Rolle, die man ja nicht unterschätzen darf, birgt mehr persönlich Shakespearehaftes, als man vielleicht vermutet. Auch Shakespeare, der dichtende Komödiant, war und empfand sich sicher zuweilen selbst als ein Zwischenwesen zwischen den im äußeren Alltag Verhafteten und der Königin strahlender Majestät. —

Die Musik und ihre Leitung hatte Kurt Heuser zu betreuen, Josef Fenneker schuf das Bühnenbild: meisterlich in der Darstellung des Landsitzes. Zum Schluß eine Frage: War es wirklich notwendig, die grobe und unmusische Uebersetzung von Hans Rothe zu verwenden? — Innerhalb der großen Schlegel-Tieckschen Shakespeare-Uebersetzung gibt es ohne Zweifel auch schwache Stellen, aber gerade „Was ihr wollt“ hat August Wilhelm Schlegel selbst übersetzt und verdeutscht. Warum also Rothe? —

Hans Stahn

Angenehme Ueberraschung

Die Stunde der Musik, die die Reichsmusikkammer jetzt allsonntäglich um 5 Uhr zu mäßigen Preisen in der Singakademie veranstaltet, brachte gleich bei der Eröffnung eine Ueberraschung: die junge Sängerin Ilse Huhn, die einen derart frischen, kräftigen, dabei wohl ausgeglichenen und schön geschulten Sopran entwickelt, daß man ihrem Vortrag mit Vergnügen lauscht und sich an ihren Strauß-, Wolf- und Mozartliedern satt hören kann. Ihr Fürsprech war Winnifred Wolf, der die symphonischen Etüden prachtvoll spielte und mit den Bläserkammermusikern der Philharmonie Beethovens Op. 16 in schönster Anpassung vortrug.

Ein Nazi fährt nach Palästina

REISEBERICHT VON LIM

Mit einem der zahlreichen, von jüdischen Auswanderern belegten Dampfern reist ein Nationalsozialist ins Gelobte Land. Von Haifa, dem „Tor nach Indien", fährt er mit seinem Wagen ins Innere des Landes. Ueber die Judenstadt Tel Aviv, durch Orangenpflanzungen und jüdisch-kommunistische Siedlungen führt ihn sein Weg nach Jerusalem und in die Jordantiefebene. Er gerät in heftige Unruhen zwischen Arabern, Juden und Engländern. Auf einem Abstecher nach Transjordanien, das ebenfalls in der Interessensphäre der jüdischen Besiedlungspolitik liegt, hat er wieder Gelegenheit, den Haß der Araber auf die Juden kennen zu lernen. In Amman, der Hauptstadt des Landes, beobachtet der deutsche Reisende echtes Arabien in seltsamer Mischung mit europäischer Zivilisation.

12

Verkleidete Engländer

Wir nehmen unsere Photoapparate und machen einen Bummel durch den Festplatz. Gleich vor dem Hotel schließt sich uns ein arabischer Chauffeur an. Er spricht nicht nur englisch, sondern sogar etwas deutsch. Das Photographieren ist im Orient nicht immer ganz angebracht. Unser Führer sorgt aber anscheinend dafür, daß jeder erfährt, daß wir „Almani" sind. Und das wirkt Wunder. Die Leute sind zwar neugierig wie Kinder, aber lustig und ohne jede Feindschaft. Wir photographieren lustig drauf los. Wenn der Andrang der Kinder oder auch der Erwachsenen allzu groß wird, fährt ein schwarzer Polizist des Emirs — auch darin traut er anscheinend seinen eigenen Landsleuten nicht recht und bevorzugt richtige Neger — mit seinem Knüppel dazwischen.



Jüdische Hafenarbeiter in Haifa

Manchmal hebt er auch einen Stein auf und wirft ihn einem allzu frechen Lausejungen nach.

Wie wir ins Hotel zurückkommen, herrscht da große Aufregung. Der Wirt steht schon an der Tür und äußert ängstlich, wir sollten lieber nicht photographieren, die Leute würden das übelnehmen. Er selbst müsse, wenn er in die Stadt ginge, den roten Tarbusch aufsetzen, da man ihn sonst für einen Juden halten könne. Und das scheint hier etwas ganz angebrachtes zu sein. Aber auch die Engländer zeigen sich seit den Unruhen der letzten Monate nicht gern. Bei unserer Rückkehr vom Festplatz trat gerade ein englisches Ehepaar die Weiterreise im Wagen an. Wir hatten beide vorher in der Bar gesehen — typische Engländer, auch in der Kleidung. Aber jetzt waren sie überhaupt nicht mehr zu erkennen. **Beide trugen das faltige Ueberwurfkleid der Beduinen, die Kefije, das bunte Kopftuch mit den Schnüren und große dunkle Brillen.** So saßen sie hinten im Wagen wie zwei alte Beduinenscheichs. Vorn saß ein arabischer Chauffeur und ein Polizist. Wer die Mentalität der Kolonial-Engländer kennt, weiß, daß sie diese Verkleidung nicht gewählt hätten, wenn sie durch die Lage der Dinge nicht bitter notwendig gewesen wäre.

Durch ein Traumland

Es ist schon spät am Nachmittag, als wir Amman wieder verlassen. Vorher kaufen wir uns noch die neuesten Marken des Emirs auf dem Postamt. Ein Polizist gibt uns noch das Ehrengeleit bis vor die Stadt. Dann fangen die Leiden der Straße wieder an. Einmal begegnet uns berittene Polizei des Emirs, die den Straßendienst versieht. Es kommt ja noch oft genug vor, daß Autos überfallen und ausgeplündert werden. Bei der dauernd steigenden Not der Beduinen, die durch die Dürre der letzten Jahre ihre Herden verloren haben und ihr Leben kümmerlich fristen, kann man solche Verzweiflungsakte, die es meist sind, begreifen. Wir selbst merken öfter auf unserer Fahrt durch das Land, daß auf nahegelegenen Berghängen Beduinen mit dem Gewehr in Anschlag auf uns liegen. Nicht umsonst sind unsere Pistolen stets schußbereit, obwohl wir uns nicht darüber hinwegtäuschen, daß im Ernstfall unsere Lage trotz der Waffen ziemlich aussichtslos wäre.

Die Beduinen sind bekanntlich ausgezeichnete Schützen und besitzen meist ganz moderne Militärgewehre. Ich weiß nicht, warum wir trotz dieser Vorbereitungen doch immer heil durchgekommen sind. Vielleicht war die Tageszeit nicht günstig — man zieht die Dämmerstunden vor, weil man dann die ganze Nacht zur Flucht zur Verfügung hat — oder der Wimpel am Wagen störte sie.

Als wir durch die letzten Schluchten in die Jordanebene einbiegen, bietet sich uns das Bild eines unvergeßlich schönen Sonnenuntergangs. In den zartesten Pastellfarben, wie sie nie die europäische Luft hervorzaubern könnte, liegt die Jordanebene, das Tote Meer, die Berge von Jerusalem, vor uns. Das Tal weitet sich. Am Wege stehen wieder die blühenden Oleanderbüsche und hinter ihren roten Blütendolden strecken sich die grüngelben Bambusspitzen viele Meter hoch. Der Dunst des Abends liegt schon über dem Jordan, als wir ohne große Formalitäten die Grenzbrücke passieren.

Ein Bad im Toten Meer

Wir fahren zurück an den Strand des Toten Meeres. Der Duft der Gärten Jericho begleitet uns noch lange. Es ist die Zeit des Vollmondes. Im Café Kallia setzen wir uns auf die Terrasse. Später nehmen wir doch noch unser Bad. Um ehrlich zu sein, es ist wirklich kein Genuß. Das Wasser fühlt sich glitschig an. Man muß sich hüten, auch nur einen Tropfen der Lauge in die Augen oder auch nur an die Schleimhäute zu bringen. Die kleinste Verletzung brennt im Wasser höllisch. Legt man sich ins Wasser, so schießen die Beine gleich hoch. Ein Untertauchen wäre beim besten Willen nicht möglich. Ich möchte es auch niemanden geraten haben. Der Geruch des Meeres ist faulig. Es ist wirklich nur die Sensation, die Menschen in dieses Wasser treiben kann. Oder die Verzweiflung der Arbeiter der Pottaschwerke. Nach dem Bade muß man sich mit Süßwasser lange und ausgiebig duschen. Man kann da gar nicht genug des Guten tun. Das wird man noch nach Stunden an der brennenden Haut merken. Da das Süßwasser hier erst herbeigeschafft werden muß, ist so ein Bad kein billiger Spaß.

Wir erholen uns noch bei einem Whiskysoda im Café und treten dann im Vollmondschein die Rückfahrt an. Die pittoreske Romantik dieser Strecke bei Tag wird zur traumhaft schönen Zauberlandschaft beim Vollmondschein. Alle Nuancen von blau, violett bis zum schwarz sind über die Berghänge und Schluchten ausgegossen. Wie ein silbriges Band windet sich die Straße hindurch. Manchmal durchbricht die große Stille das Weinen eines Schakals. Und ein Schatten huscht manchmal über die Straße durch den Lichtkegel des Autos.

Politischer Querschnitt

Wir haben das ganze Land durchstreift. Es ist das Land der stärksten Gegensätze. Gärender Wein. Verstärkter Ausdruck des ganzen Orients, der gärt, in Wallung ist, fast überläuft. Dieses ganze Palästina ist doch nur ein Ländchen, ein kleiner Fleck auf dem Koloß Asien. Das ganze Mandatsgebiet hat nur 26 000 Quadratkilometer Fläche, davon ist noch ein Drittel unfruchtbare Wüste im Süden des Landes. Aber so klein dieses Ländchen ist, so groß ist seine politische und wirtschaftliche B[illegible] der Zukunft des Nahen Orients.

Palästina war un[illegible] bedeutungslos[illegible]



Fabrik für künstliche Zähne in Tel Aviv

Einwohner hatte das Land, darunter ungefähr 80 000 Juden. Heute sind unter 1,1 Millionen Bewohnern 260 000 Juden. Wenn man die jüdischen Einwanderungszahlen der letzten Jahre betrachtet, kann man die Sorge der Araber verstehen: Im Jahre 1932 sind 9500 Juden, im Jahre 1933 30 000 Juden und bis 1. August 1934 weitere 17 000 Juden legal eingewandert. Dazu kann man allein im Jahre 1933 gut und gern 15 000 illegal eingewanderte Juden dazuzählen.

England regiert das Land diktatorisch. Eine Volksvertretung gibt es nicht einmal den Namen nach. Die Verwaltungsbeamten nimmt die Mandatsregierung zu gleichen Teilen aus den christlich-arabischen, den mohammedanisch-arabischen und den jüdischen Bevölkerungskreisen. Dabei verhalten sich die Bevölkerungsziffern der christlichen zu den mohammedanischen Arabern wie 1 : 10. Natürlich sind alle wichtigen Verwaltungsämter in Händen von Juden oder Engländern. Daß das letztere manchmal kein Nachteil für die Juden ist, beweist der Personalwechsel im Direktorium des Einwanderungsdepartements. Der bisherige Leiter Hyamson war Jude. Der neue Direktor, Mister Mills, ist Engländer. Es ist aber ein offenes Geheimnis, daß die jüdischen Belange, besonders in Fragen der Verwandten-Anforderungen von dort ansässigen Juden, unter



Jüdischer Siedler pflanzt Setzlinge

Mills besser berücksichtigt werden als unter Hyamson.

Man sollte beim Aufbau Palästinas **den deutsch-jüdischen Anteil nicht überschätzen. Von den ungefähr 50 000 seit Januar 1933 in Palästina eingewanderten Juden sind kaum 12 000 aus Deutschland gekommen.** Vor dem Umsturz 1918 war der deutsche Anteil noch wesentlich kleiner. Auch unter den „Kapitalisten", die ungefähr 25 Prozent der Einwanderer ausmachen, kommt nur ein geringer Teil aus Deutschland. Die zionistische Idee hatte meist nur im Ostjudentum [illegible] Widerhall gefunden. Der deutsche Jude war häufig nur insoweit „Zio-[illegible] als er [illegible] Jude einen anderen Juden überredete, Geld zu geben, damit ein dritter Jude nach Palästina auswandern könne" ... So ist es verständlich, daß auch die Einwanderer nach Palästina meist aus dem Osten oder Südosten Europas oder aus Amerika kamen. Amerika stellt naturgemäß die meisten „Kapitalisten". Das Land braucht zwar ihr Geld, aber ihre Person wird oft als Belastung des zionistischen Aufbaus empfunden. Sie sind auch diejenigen Wirtschaftskreise, die von den Arabern am meisten gehaßt werden. Durch sie werden die arabischen Kaufleute immer mehr auf die eigene kaufarme Fellachenschicht zurückgedrängt. Die arabischen Arbeitgeber haben mit ihren Arbeitern zunehmende Differenzen, denn der arabische Arbeiter lernt von seinem jüdischen Kollegen die Vorteile der Organisation und schließt sich immer häufiger den jüdisch-marxistischen Gewerkschaften der Histadruth an.

Palästina wird ein politisches Dreieck genannt. Engländer, Araber und Juden stehen sich hier gegenüber. Der wirtschaftliche Aufbau des Landes hängt völlig von dem Zustandekommen einer Einigung zwischen Arabern und Juden ab. Das ganze Problem der Wiedergesundung eines entarteten Volkes durch die neue Verwurzelung im alten Boden steht und fällt mit dieser Einigung.

Dabei wird die Durchdringung des palästinensischen Jude[illegible] mit der Idee der Zugehörigkeit zu

aus Tscherkessen. Anscheinend traut er den blonden Russen mehr als seinen Beduinenscheichs. Hinter einer Kurve taucht Amman auf. Das erste, auf das der erstaunte Blick fällt, ist ein Tennisplatz. Allerdings wäre es ungerechtfertigt, von diesem Tennisplatz, den anscheinend in politisch besseren Zeiten die Engländer angelegt haben, auf das europäische Niveau der Stadt zu schließen. Was hier jetzt kommt, ist echtes Arabien. Nur zwei Dinge passen da nicht ganz hinein: der Verkehrsschutzmann und die unvermeidliche Bata-Filiale! Ja, die gibt es überall. In Kairo, in Damaskus, in Amman.

Heute ist gerade der Haupttag des Kurban-Beiram-Festes. Es herrscht festliches Leben. Der Weg zum Philadelphia-Hotel, dem einzigen europäisch anmutenden Haus im Ort, führt durch die ganze Stadt. Ich glaube, ohne unsern Wimpel wären wir nicht so heil durch die engen Bazargassen gekommen. Denn bei der stoischen Ruhe des Orientalen sind in so engen Gassen schon in ruhigen Zeiten Meinungsverschiedenheiten über die Geschwindigkeit des Fahrens und des Ausweichens keine Seltenheit. An einem solchen Festtag ist man aber noch viel störrischer.

Kurz vor dem Hotel führt der Weg an dem Festplatz vorbei. Eigentlich ist es mehr ein Rummelplatz. Hier liegt ein riesiges altrömisches Amphitheater. Zwischen den alten Säulen wogt eine bunte Menge. Schaukeln und Drehräder sind aufgestellt, Verkaufsbuden und kleine Garküchen dazwischen. Auf den Steinterrassen des Theaters wimmelt es rot, schwarz, weiß, in allen Farben. Grotesk, diese arabischen Schaukeln in den römischen Ruinen.

Gegenüber liegt das Hotel. Einige Engländer, die hier wohnen, verhelfen dem Haus schnell zu einem kolonial-europäischen Ausdruck. Dann aber fühlen wir uns auf einmal wirklich heimisch berührt. Die Gäste der Bar trinken nämlich nicht den landesüblichen Whisky, sondern Münchner Löwenbräu!

Fortsetzung folgt

Das Deutsche Künstler-Theater gibt bis einschließlich Mittwoch noch „Scampolo“ mit Toni van Eyck. Am 12. Oktober wird die Premiere von „Der Engel verläßt Tobias“ stattfinden.

*

Hans Zesch-Ballot wurde für die männliche Hauptrolle von „Kann eine Frau sich ändern?“, der nächsten Premiere des Kurfürstendamm-Theaters, verpflichtet.

Abenteuerlicher Roman von Wilhelm Scheider

Jagd nach dem Bildnis der Kaiserin Poppäa



27. Fortsetzung

„Und Sie sprachen mit ihr? Sie warnten sie zum zweiten Male?“

„Nein, ich versteckte mich vor ihr. Es war sehr spannend. Ich wollte doch in aller Ruhe den Mann beobachten, der sie belagerte.“

„Dann trafen Sie die Dame in Kopenhagen?“

„Ja, es ließ mir keine Ruhe. Ich war fest davon überzeugt, daß man ihr in der kürzesten Zeit den Schmuck stehlen würde. Ich habe eine Leidenschaft für kriminelle Dinge. Ich fand sie wieder in einer Hotelhalle. Sie trug auch wieder das Kollier.“

„Verdeckt oder offen?“

„Offen. Sie war häßlich, aber das Kollier war schön. Ihre Person wurde auf diese Art über sich hinausgehoben. Es wurde getanzt. Diesmal sah ich, wie der Mann mit ihr tanzte, der Bursche, der sie schon in Rostock belauert hatte.“

Leichtfertig? — O nein!

„Herr Hörby, es wäre Ihre Pflicht gewesen, sie vor diesem Menschen zu warnen.“

„Ich habe sie auch gewarnt. Ich begrüßte sie und sagte ihr, daß man ihr unzweifelhaft den Schmuck stehlen würde. Sie solle ihn im Safe des Hotels aufbewahren lassen. Sie lachte mich aus. Das ärgerte mich. An jenem Abend gelang es mir, dem verdächtigen Manne zu folgen. Er ging zum Hafen hinunter und verschwand in einem Lokal. Dort traf er mit einem anderen zusammen. Nun, ich kenne von vielen Jagden die Physiognomien dieser Leute recht gut. Der andere war sein Komplice.“

„Und dann sind Sie in der gleichen Nacht zu Ihrem Wohnwagen zurückgekehrt?“

„Ja.“

„Das war leichtfertig gehandelt.“

„Oh nein. Ich fühlte es: der Zeitpunkt war noch nicht herangekommen. Es war nötig, noch mehrere Nächte zu opfern.“

„Und Sie trafen die Dame jedesmal in der Halle des Hotels?“

„Nein, so einfach machte sie es mir nicht. Sie suchte alle möglichen Lokale auf. Und überall zeigte sie ihren Schmuck. Ich fand sie immer, obwohl es manchmal reichlich schwierig war. Leider sah ich nichts mehr von den beiden Männern. Sie waren plötzlich verschwunden.“

„Dann wurde ihr eines Nachts der Schmuck gestohlen?“

„Ja, ich hatte es nicht verhindern können. Ich hatte an einen Raubüberfall auf offener Straße geglaubt, aber sie war in ihrem Hotelzimmer bestohlen worden.“

„Sind Sie, lieber Herr Hörby, daraufhin nicht verhaftet worden?“

„Ich? Warum ich?“

„Sie hatten sich doch reichlich verdächtig gemacht mit Ihren Warnungen und dadurch, daß Sie überall dort erschienen waren, wo sie tanzte...“

„Ach so ... nein. Man kümmerte sich nicht um mich.“

Der Baron beugt sich zu Hörby vor. Und sehr eindringlich: „Sagen Sie, hieß die Dame nicht zufällig Helga Quintor?“

„Teufel, woher wissen Sie das?“

„Weil ich es in der Zeitung gelesen habe. Einer Dame dieses Namens ist in Kopenhagen vor ganz kurzer Zeit ein wertvoller Schmuck gestohlen worden.“

„Merkwürdig, daß Sie sich den Namen merkten.“

„Er ist zufällig in mir haften geblieben — es ist ja ein ziemlich origineller und hübscher Name. Die Zeitung schrieb, daß man keine Spuren der Diebe entdeckte.“

„Stimmt. Man stand vor einem Rätsel.“

„Warum haben Sie sich nicht gleich bei der Polizei gemeldet, Herr Hörby? Sie wußten doch etwas.“

„Ich hatte keine Zeit.“

„Wieso keine Zeit?“

„Nun, ich war doch auf der Jagd. Ich war den Gaunern höllisch auf den Fersen. Das haben Sie wohl nicht erwartet, was...?“

„Nein, Sie setzen mich wirklich in Erstaunen. Ist es Ihnen vielleicht sogar gelungen, die Diebe zu fassen?“

Samt und sonders schlechte Kriminalisten

In diesem Augenblick zieht Hörby schmunzelnd eine Zeitung aus der Tasche und breitet sie über den Tisch. Es ist eine Zeitung in dänischer Sprache.

„Können Sie das lesen, Baron?“

„Keinen Schimmer.“

„Bitte“, sagt Michael Wank und nimmt die Zeitung an sich. Er durchfliegt den Artikel mit gerunzelten Brauen. Endlich legt er die Zeitung wieder auf den Tisch zurück.

„Nun?“ fragt der Baron.

„Es stimmt“, sagt Michael Wank, „man hat die beiden Diebe tatsächlich verhaftet. Es sind zwei international bekannte Gauner, der eine heißt Eichler und der andere François.“

Der Baron ist nicht zufrieden. „Hat man Herrn Hörby überhaupt nicht erwähnt?“

„Oh doch. Es heißt in dem Artikel, daß man sich der Diebe nur infolge tätiger Mitwirkung eines Deutschen namens Hörby versichern konnte.“

Der Baron sinkt erstarrt in seinen Sessel zurück. Die plötzliche Aufklärung dieser Affäre schlägt wie eine Bombe ein.

Und John Hörby triumphiert: „Baron, ich glaube fast, Sie hatten mich im Verdacht.“

„Ja ... Sie haben es erraten.“

„Kann ich mir denken“, antwortet John.

Und mit einem zärtlichen Blick auf die völlig verstörte Bettina: „Hat man mich nicht hier schon einmal als Spitzbube bezeichnet?“

„Ja“, haucht Bettina.

„Herrschaften“, sagt Hörby, „Ihr seid samt und sonders schlechte Kriminalisten.“

Aber nun greift der Baron von neuem ein. Er hat sich endlich wieder erholt.

„Lieber Herr Hörby, haben Sie die Kleine nicht mit Ihrer dummen Novelle auf das falsche Geleise verlockt?“

Da legt Hörby seinen Arm um Bettinas Stuhl und beugt sich zu ihr vor. „Bettina — Sie haben meine Geschichte also für ein wahres Erlebnis gehalten? Sie sind doch sonst so ein gescheiter Kerl. Nein, nein, ich mixe meine Tränke immer aus Traum und Wirklichkeit. Beachten Sie es bitte, wenn Sie künftig wieder mit mir durch die Lande fahren.“

„Oho“, sagt der Baron, „die Bettina, die bekommen Sie nicht zurück, die haben Sie zu schlecht behandelt, die bleibt bei mir. Ich gebe sie nicht mehr frei, auf keinen Fall.“

„Abwarten, Herr Baron, die Bettina, die geht mit mir. Sie geht mit mir sogar an den Nordpol oder Gott weiß wohin. Stimmt es, Kleine?“

Bettina starrt ihn an, sie weicht ein wenig vor ihm zurück. „Nein!“ stößt sie hervor.

„Sehen Sie“, triumphiert der Baron, „so habe ich es mir gedacht. Trotzdem will ich Ihnen einen Vorschlag machen, Herr Hörby: gelingt es Ihnen, Fräulein Karin Horn und sich selber von dem Verdacht, die Gemma Poppäa gestohlen zu haben, völlig reinzuwaschen, dann gebe ich Ihnen Bettina frei. Vorausgesetzt natürlich, daß sie es will.“

„Nun“, fragt John, „was sagen Sie dazu, Bettina?“

Bettina schüttelt unwillig den Kopf. „Auch dann nicht“.

„Abwarten“, sagt Hörby übermütig, „ich nehme Ihren Vorschlag auf jeden Fall an, Baron“.

Der Baron läutet und läßt abservieren. Aber man entschließt sich trotzdem, im Chinesenzimmer sitzen zu bleiben. Es ist so gemütlich um den ovalen Tisch.

Der Baron zündet sich behaglich eine Zigarre an.

Dann beginnt er: „Lieber Herr Hörby — bevor wir den Fall Nummer eins besprechen, ich meine den Diebstahl in Paris, halte ich es für nötig, den Fall Nummer zwei ganz kurz zu streifen.“

Hörby stutzt. „Ich verstehe Sie nicht“.

„Es ist ein zweiter Gemmen-Diebstahl begangen worden. Und zwar erst in der vorigen Nacht. In einer Münchener Pension. Seltsamerweise war der Leidtragende ich selber. Von diesem Fall weiß nur Bettina und ich. Darf ich den Herrschaften diese kleine Geschichte einmal kurz skizzieren?“

In diesem Augenblick fängt die Spieluhr von neuem zu zirpen an, und weitere drei Strophen „Ueb immer Treu und Redlichkeit“ klingen durch den Raum. Während der Baron erzählt

---

Bayreuth — Unter den Linden

„Siegfried“ als Musterinszenierung



Die Kunst der Maske: Zimmermann wird Mime

Zwei Namen, die unlöslich mit Bayreuth verknüpft sind, kennzeichnen den Geist der neuen Siegfried-Inszenierung der Staatsoper: Heinz Tietjen und Wilhelm Furtwängler. Als sich der Vorhang öffnete und den Blick in Mimes titanenhaft aufgetürmte Höhle freigab, als der Bayreuther Mime des Erich Zimmermann und der Bayreuther Siegfried des Max Lorenz ihre herrlichen Stimmen in ihrem charakteristischen Klanggegensatz miteinander verbanden — da spürte man den Geist Bayreuths, der hier in der Staatsoper lebendig wurde.

Die Bühnenbilder des Preetorius: Ausgezeichnet in ihrer Wirkung, stilvoll in der Gegenüberstellung der „Wilden Felsengegend“ und der etwas erdrückenden, einengenden „Felsgipfel“, besonders stimmungsreich aber im Siegfried-Wald. Eine wahrhaft wilde Romantik, höchst reizvoll durch die feinsinnige Lichtverteilung, den Aufgang der Sonne und das Spiel ihrer Strahlen zwischen den Blättern. Das Lind-

Der Kampf mit dem dampfspeienden Untier, das sich in seiner ganzen Größe entfaltet, wurde entschieden realistisch dargestellt.

Dazu eine gesangliche Besetzung, wie man sie selten antrifft: Max Lorenz, der den Siegfried erfreulich jungenhaft verkörperte, war im Vollbesitz weicher, blühender Stimmittel voll schwelgerischen Glanzes Rudolf Bockelmann darf wohl unbedenklich als der beste Wotan der deutschen Bühne gelten, Frida Leider als „die“ Bayreuther Brünnhilde bedarf wohl keines weiteren Wortes der Anerkennung, das „edle Brüderpaar“ charakterisierten Erich Zimmermann und Eugen Fuchs in vorbildlicher Trefflichkeit, Margarete Klose, Wilhelm Hiller und Erna Berger vermochten ihre kleineren Rollen individuell zu gestalten und Ehre einzulegen. Das war eine Besetzung, die in jeder Partie vollblütige Kräfte aufzuweisen hatte. Ein beglückendes Zusammenwirken der schönsten Stimmen

gent, gab dem musikalischen Inhalt die stilgemäße abgerundete Form. Die lichte Klarheit des „Waldwebens“ und der elementare Kraftausbruch im Vorspiel zum dritten Akt zeigen die dynamischen Grenzen an, innerhalb deren Furtwängler die Möglichkeiten feinster Klangschattierungen virtuos erschöpfte. Einzelne Uebersteigerungen auch im Tempo (1. Akt „Wie der Fisch frei . . .“) fallen nicht ins Gewicht angesichts der überragenden Gesamtleistung, die einen gewaltigen, einheitlichen Eindruck erzielte.

Es gab wiederum Beifalls-Orkane, und stürmischer Jubel begrüßte besonders Furtwängler beim jedesmaligen Erscheinen am Pult.

Rodatz

Die Oper im Hause

Es „funkt“ seit gestern wieder

Nun werden wir wieder häufiger, vielleicht sogar fast regelmäßig, die so beliebten Opernsendungen hören können. Man will im Reichssender Berlin, wie Intendant Beumelburg neulich ausführte, im Winter an den Sonntagen hauptsächlich die deutsche Spiel- und Märchenoper pflegen, um damit die Linie fortzusetzen, die mit dem „Nachtlager“ und „Guntram“ begonnen wurde. Aber auch ernste und größere Werke sollen gelegentlich aufgeführt werden, und zwar solche vor allem, die sich aus irgend einem Grunde auf der Bühne nicht mehr so recht lebensfähig gezeigt haben.

Ein Ausschnitt aus den bevorstehenden Sendungen wurde gestern geboten. Es war richtig, daß man das einführende Wort dabei nach Möglichkeit beschränkte und das Werk hauptsächlich durch sich selber sprechen ließ. Unter anderem gab es Teile aus Haydns köstlichem „Apotheker“. Von Meister Pfitzner erklangen Bruchstücke aus seiner Oper „Das Herz“. Der halb vergessene Münchener L. Thuille war mit seinem prachtvollen „Lobetanz“ vertreten, der, auf der Bühne nicht mehr am Leben zu erhalten, funkisch sehr wirkungsvoll zu werden verspricht.

Ein großes Aufgebot an Solisten und das Orchester und der Chor des Senders unter Leitung der Dirigenten O. Frickhoeffer und H. Steiner nahmen sich der Werke an (Leiter des Abends war Leopold Hainisch), und zwar so, daß der Hörer seine Freude daran haben [illegible]

Ein Nazi fährt nach Palästina

REISEBERICHT VON LIM

In Haifa, dem Ausfuhrhafen Palästinas, geht zugleich mit jüdischen Einwanderern ein Nazi von Bord des „Rasenden Moses", eines alten italienischen Dampfers. Mit seinem Wagen beginnt er die Reise durch das Land, kommt über Tel Aviv nach Jerusalem, von dort in die Jordanebene, in der das elektrische Herz Palästinas, das Rutenberg-Kraftwerk, liegt. Auf der Weiterfahrt gerät er in Unruhen zwischen Arabern, Juden und Engländern, gelangt aber zur Hafeneinweihung ungefährdet wieder nach Haifa. Trotz der herrschenden Unsicherheit fährt der deutsche Reisende dann zurück nach Jerusalem und weiter an das Tote Meer. Im stark besuchten Café Kallia am Ufer des Meeres macht er kurze Rast. — Der Verfasser dieses Berichtes macht einen Abstecher nach Transjordanien, um zu sehen, wie sich dort die Judenfrage auswirkt.

11

Die salzhaltige Luft zerfrißt die Haut, meine Lippen sind schon ganz spröde. Wir trinken eine Limonade, sehen den Badenden zu. Wir wollen auch baden, aber erst am Abend. Denn dieses Salz (achtundzwanzig Prozent Salzgehalt!) und diese Sonne ist denn doch fürs erstemal etwas reichlich. So fahren wir zurück zur Gabelung und weiter nach Jericho. Die Pottaschwerke kann man nur von ferne sehen. Die Gesellschaft läßt keine Besichtigung zu. Sie gewinnt Pottasche und Brom aus dem Toten Meer, indem sie durch ein Rohr, das sie fast sechzig Meter tief ins Wasser versenkt hat, das mineralhaltige Wasser hochpumpt und ihren Werken zuführt. Man arbeitet dort Tag und Nacht in drei Schichten. Juden und Araber werden beschäftigt. Aber das Leben ist, besonders im Sommer, für einen Europäer nicht lange auszuhalten. Nicht umsonst zahlen die Pottaschwerke die höchsten Löhne in Palästina.

Hütten aus Stahlblech

Auf der Fahrt nach Jericho kommen wir an einem Araberdorf vorbei. Alle Hütten sind aus Benzinkanistern von Shell gebaut, die mit Erde gefüllt und wie Steine zusammengefügt wurden. Die Jordanebene ist



Ein Kamel klagt unser Auto an

eine kahle, weiße Fläche. Die umliegenden Hügel, Ausläufer des Ephraimgebirges, nehmen groteske Formen an. Der einzige grüne Fleck in dieser Einöde ist Jericho mit seinen Gärten. Vor der Stadt empfängt uns der Blumenduft aus vielen Gärten. Im Sommer ist die Jordanebene ein Glutkessel, im Winter aber fahren die frierenden Jerusalemer nur allzu gern nach Kallia oder Jericho, um die erstarrten Glieder wieder beweglich zu machen. Jerusalem kann ja scheußlich kalt sein. Da flüchtet man dann hier herunter. Für wenige Piaster kann man im Autobus in das Sonnental fahren. Eins haben allerdings auch Jericho und das Tote Meer mit Jerusalem gemein: den Wassermangel im Sommer. Denn hier ist Trinkwasser rar. Nur Jericho hat eine Quelle. Ihr Wasser schmeckt uns ganz ausgezeichnet. Wir fahren durch den Ort, er ist ganz orientalisch belebt. Bis zur Brücke über den Jordan sind es noch wenige Kilometer. Gleich hinter Jericho hört wieder jede Vegetation auf. Groteske Sand- und Kalksteinhügel umgeben uns. Alles glitzert weißlich-gelb in der Sonne. Die Straße ist noch schön bis zur Brücke, der Grenze.

Im Land der schwarzen Zelte

Der Jordan ist der Grenzfluß. Eine schmale, klapprige Bohlenbrücke führt hinüber. Diesseits stehen die palästinensischen Zollbeamten, jenseits der Brücke weht die Flagge des Emirs. Zehn Piaster verlangt der Emir als Eintrittsgeld in sein Land. Sonst werden keine großen Formalitäten gemacht. Schon nach wenigen Minuten können wir weiter. Aber die schöne Straße hat ihr jähes Ende gefunden. Was wir von hier bis Es Salt erleben, läßt sich schwer beschreiben. Die Straße besteht aus mehr Löchern als festen Flächen. Ob man schnell oder langsam fährt, es ist ein nervenzerrüttelndes Rumpeln. Vor den Dörfern sehen wir die ersten bewaffneten Beduinen, den Patronengürtel über der Schulter, das meist sehr moderne Gewehr lässig über der Achsel. Hier ist die Waffe das Zeichen des Mannes. In Palästina dulden die Engländer keine Waffe, hier kann jeder an Waffen tragen, was er will.

Bald nehmen uns die Schluchten des Transjordanischen Höhenrückens auf. Transjordanien ist eine Hochebene, im Durchschnitt tausend Meter hoch, die Jordanebene dagegen liegt drei- bis vierhundert Meter unter dem Meeresspiegel. Wir haben also bis zum Plateau eine ganz schöne Höhe zu erklimmen. Auch hier ist das Land fast ohne Vegetation. Nur Ziegenherden weiden manchmal, als schwarze Punkte erkennbar, an den Hängen. In halber Höhe der Berge kleben die schwarzen Zelte der Nomaden an den Wänden. Manchmal hausen sie nur in Berghöhlen, die wie Vogelnester am Hang liegen. Es ist eines der äußeren Zeichen für die fortschreitende Verarmung dieser Nomaden.

Endlich kommt Es Salt, eine Stadt, deren Häuser an den Hängen übereinander geschichtet sind, eine rein arabische Stadt. Die Bewohner Es Salts galten schon immer für sehr ruppig. Fremde lieben sie gar nicht. Es kommt öfter vor, daß einem Durchreisenden Steine nachgeworfen werden. Besonders wenn man ihn für einen Juden oder Engländer hält. Beide sind zur Zeit in Transjordanien bestgehaßt. Die Leute aus Es Salt halten mit ihrem Mißfallen nie zurück. Als sie einmal mit ihrem Emir unzufrieden waren — er stand im Verdacht, einen Landverkauf an Juden in Erwägung gezogen zu haben —, bewarfen sie ihn bei der Durchreise durch Es Salt — mit Zwiebeln! Immerhin sind Zwiebeln harmloser als Steine.

Ich hatte mir beim Grenzübertritt den schwarz-weiß-roten Wimpel am Wagen befestigt. In Palästina ist die Führung von Wimpeln nicht erlaubt. Nur die Wagen der Konsulate dürfen sie führen. Den schwarz-weiß-roten Wimpel kennen die Araber noch sehr gut aus der Kriegszeit. Und die Almani — die Deutschen — sind zur Zeit sehr gut angeschrieben. So sind die Leute auch überall ganz friedlich. Jetzt wird die Straße auch ganz erträglich. Bald haben wir auch die Hochebene erreicht. Hier oben gibt es wieder fruchtbaren Boden. Dieses Land liegt darum auch in der Interessensphäre der jüdischen Besiedlungspolitik. Ob das Projekt in absehbarer Zeit durchführbar ist, ist eine andere Frage. Rein politisch ist die Stimmung der Araber absolut ungünstig. Hinzu kommt, daß dieses Land hier oben von Palästina und dem Jordan durch den breiten Gürtel der Gebirgsschluchten getrennt ist, der kaum durch Juden besiedelt würde.



Umzug beim mohammedanischen Nebi Musa-Fest

Wer den Haß der Araber auf die Juden kennt, weiß, was es bedeuten würde, wenn, wie 1929, ein Aufruhr durchs Land gehen würde. Anlässe dazu gibt es genug. Dann ist dieses Land von Palästina ganz abgeschnitten. Außer der Straße über Es Salt gibt es in den steinigen steilen Bergen keine Fahrgelegenheit. Die Lage der Abgeschnittenen wäre dann nicht gerade beneidenswert.

Löwenbräu und Bata-Filialen

Kurz vor Amman durchfahren wir ein Tscherkessendorf. Diese Tscherkessen waren aus Rußland hierhergekommen und bilden eine starke Kolonie. Der Emir hält sich eine Leibwache

Ihre Industrie — Glas und Tonwaren — hat den primitiven Stand wie vor tausend Jahren. Nur daß man jetzt die Brennöfen mit alten Autoreifen heizt.

In den winkeligen Gassen der Bazare gibt es auch noch einen jüdischen Händler. Er verkauft den üblichen Silberkram, Ringe, Ketten und Reifen — oder besser gesagt, er versucht es, denn wer wird in Hebron einem Juden etwas abkaufen! Wie der leibhaftige Abraham sieht er aus: groß, hager, mit einem langen weißen Bart. Wie oft mag man ihn daran schon gerissen haben. Aber er verzieht keine Miene.

Hebron fabriziert Glas. Es ist wirklich nichts berühmtes, man könnte schon sagen, es ist so armselig, daß es schon wieder originell wirkt. Deshalb kaufen es wohl auch die Fremden. —

„Café Kallia", am Toten Meer

Früh am Morgen brechen wir von Jerusalem auf. Am Damaskustor beglücken wir noch einen Benzinhändler durch den Kauf einiger Kannen Benzin und einiger Zigaretten. Das hat er beides. Vom Damaskustor führt die Straße durch das Kidrontal um die Altstadt, deren Mauern hoch über uns ragen. Da drüben liegt das vermauerte „Goldene Tor", durch das am Jüngsten Tag die Toten zur Richtstätte ziehen werden. An der Straße liegt Absaloms Grab. Ein letzter Blick zur hochgebauten Stadt, deren Zinnen jetzt in der jungen Morgensonne erglänzen, dann geht es abwärts, immer weiter, dem Toten Meer zu. Der bleiche Kalkstein formt Hügel, Täler und Schluchten. Kein Baum, kein Grashalm. Das Asphaltband windet sich immer tiefer. Dann auch hier ein Schild: Seehöhe. Also achthundert Meter sind wir schon herabgestiegen. Bis zum Toten Meer sind noch weitere vierhundert Meter. Die bräunlich-weißen Hügel werden immer flacher, nehmen bizarre Formen an. Und dann kommt der erste Ausblick auf die Jordanebene, auf das Tote Meer. Vor uns liegt die monotone, gleichförmige, völlig kahlgebrannte, ausgelaugte Ebene des untern Jordans. Die Straße teilt sich hier. Links geht es nach Jericho, dessen Palmen herüberwinken, rechts führt eine schnurgerade Straße zu den Pottaschwerken am Nordrande des Toten Meeres. Neben den Pottaschwerken liegt jetzt ein gutaussehendes, auch gutbesuchtes Café Kallia. Auf seinem großen Parkplatz stehen dauernd Autos und Omnibusse. Die Bewirtung ist ganz modern. Die Hitze ist schon jetzt fast unerträglich. Fast vierzig Grad im Schatten. Aber im Sommer werden es fünfzig und mehr, erzählt der Kellner. „Und was machen Sie dann?" frage ich ihn. „Dann gehe ich weg", sagt er trocken.

Fortsetzung folgt

Teilen Sie rechtzeitig mit . . . .

Bitte an einen Kabarett-Direktor

Einer, der es wohl beurteilen kann, schreibt dem neuen Kabarett von Schneider-Duncker ins Programmheft, er erwarte, daß jetzt die Kleinkunststätte entstehe, die dem ganzen Westen fehle. Man hatte die Presse gestern eingeladen, sich von dem „Können" zu überzeugen, das der angeführte Prophet als Garantie für die Zukunft dieser Künstlerspiele zitiert. Und wir müssen uns ihm heute anschließen: Diese Klein-Kunststätte fehlte dem Westen allerdings gerade noch. Jetzt hat der Kurfürstendamm wieder sein Tingel-Tangel, auf dem sich (neben solchen, bei denen man es nicht gerade hören kann) ein paar Künstler produzieren dürfen, die von einer völlig veränderten geistigen Lage noch nichts verspürt zu haben scheinen. Man werfe uns nicht vor, daß wir prüde seien auch wir haben gelacht, sehr herzhaft sogar gelacht über Fritz Hiddessen, der überlegen und witzig konferiert. Wir haben uns auch über das ernsthafte Können anderer Mitwirkender gefreut, aber den Herrn Direktor selber halten wir jedenfalls nicht für den geeigneten Pfleger einer deutschen Kleinkunst. Was er selber beisteuerte, waren die ernüchternden Plattitüden einer entzauberten Welt.

Kurfürstendamm-Zivilisation also deutlichster Prägung, die uns nur den einen Wunsch offenläßt, den auch schon ein anderer im Programm-Vorwort schrieb: „Teilen Sie rechtzeitig mit, wann Sie wieder schließen." fzl.

Auch das müssen Sie wissen!

„Der Abschiedswalzer" wurde im „Atrium" erfolgreich uraufgeführt, nicht, wie irrtümlich gemeldet, im Capitol.

*

Oscar Wilde's Komödie „Lady Windermeres Fächer", wird im Renaissance-Theater am Montag, dem 8. Oktober, in der Premierenbesetzung zum 25. Male aufgeführt.

*

Am Freitag, dem 12. Oktober, findet die Berliner Uraufführung des Phönix-Films „Rosen aus dem Süden" im Titania-Palast statt. Regie führt Walter Janssen. In den Hauptrollen wirken mit: Gretl Theimer, Paul Hörbiger.

Abenteuerlicher Roman von Wilhelm Scheider

Jagd nach dem Bildnis der Kaiserin Poppäa



26. Fortsetzung

Die kleine Bettina antwortet nicht. Eigentlich möchte sie sich losreißen von ihm — aber sie ist so glücklich, sie erstarrt vor lauter Seligkeit. Von dem Tatzgriff des Bären schmerzen ihr die Arme, aber es ist ein guter, ein wohltätiger Schmerz. Er hätte sie noch lange so halten können . . .

Es ist wie ein schöner Traum. Aber aus diesem schönen Traum verscheucht sie der Baron.

„Herrschaften, zu Tisch!"

Dadurch wird sie wach, und die Wirklichkeit, die schreckliche Wirklichkeit stürmt auf sie ein. Es ist ja nur Komödie, die er vor ihr spielt. Es wäre richtig, ihm ins Gesicht zu schreien, daß sie ihn durchschaue, daß sie wisse, wer er sei: der Liebhaber Karin Horns und ihr Helfershelfer obendrein. Leider schickt es sich nicht in dieser Gesellschaft, auch der Diener wegen nicht. Aber antworten will sie ihm trotzdem.

„Ich freue mich nicht, daß Sie hier sind," stößt sie hervor.

Ihre Antwort ist ein wenig kläglich ausgefallen.

John Hörby lacht in seiner derben Art. „Nanu," sagt er, „ich hab doch eben gesehen, wie Sie sich freuen."

Damit nimmt er ihren Arm und führt sie zu Tisch.

Der Baron hat inzwischen die Türen schließen lassen. Die beiden Diener bleiben draußen. Es ist nur ein einfaches kaltes Abendbrot serviert, dazu steht Wein in Karaffen, Bier und Mineralwasser auf dem Tisch. Es ist alles so arrangiert, daß man eine Bedienung völlig entbehren kann. Der Baron erhofft schon jetzt den Ausbruch des Gewitters und will dabei mit seiner kleinen Gesellschaft dabei sein.

„Also Kinder, neben Herrn Hörby sitzt unsere kleine Bettina. Diesem Paare gegenüber Michael Wank und Karin Horn. So . . . bitte sehr . . . rechtes Präsidium das Annerl, links meine Wenigkeit."

„Warum sind Sie mir davongelaufen?"

Hörby bedient Bettina. „Weißen oder roten Wein?"

„Bitte Wasser."

Aber Hörby schenkte ihr roten Wein ein. Und lustig prostet er ihr zu. „Bettina, wir müssen es feiern, daß wir uns wiedergefunden haben. Aber nun sagen Sie mir um Himmelswillen, warum sind Sie mir eigentlich davongelaufen? Da hat man so eine liebe tüchtige Kameradin, man hegt sie, streichelt sie und schließlich läuft sie einem trotzdem davon."

„Ich weiß nicht recht," sagt der Baron, „haben Sie Bettina wirklich so großartig behandelt?"

„Aah — sie hat Ihnen was erzählt?"

„Alles."

Der Baron triumphiert. Er ist in ausgezeichneter Stimmung, alles verläuft nach Wunsch.

Aber John Hörby läßt sich nicht aus der Ruhe bringen.

„Teufel," sagt er, „das ist ja eigentlich unangenehm. Natürlich war es nicht richtig, die Kleine ein paar Nächte allein im Wagen zu lassen."

„Eine Rücksichtslosigkeit, um ein mildes Wort zu gebrauchen."

„Die Türen meines Wagens sind allerdings gut zu verschließen."

„Nein, nein," sagt der Baron, „es gibt nur eine Entschuldigung für Sie: Sie hatten nachts besonders dringliche Geschäfte."

In diesem Augenblick zwinkert Hörby der ihm gegenübersitzenden Karin unmerklich zu. Auch ihm scheint die Entwicklung zu behagen.

Dann: „Damit haben Sie recht, Baron. Ich hatte wichtige und unaufschiebbare Geschäfte."

„Nächtliche Geschäfte."

Hörby verbeugt sich sarkastisch: „Sie gestatten, mein Beruf zwingt mich dazu, Menschen in allen Lebenslagen und zu jeder Zeit scharf aufs Korn zu nehmen."

„Richtig, Sie sind ja Schriftsteller, ich vergesse es immer. Hat es sich denn in jenen Nächten gelohnt? Haben Sie interessante Beobachtungen gemacht? Es wäre spannend, wenn Sie uns davon erzählen würden, lieber Herr Hörby."

„Ich beobachtete eine gewisse Dame," antwortet Hörby. „Aber gestatten Sie, Baron, wenn ich mich zunächst über diese Platte stürze? Ich habe einen Riesenhunger von der langen Fahrt."

„Oh, entschuldigen Sie, mein Lieber."

„Bitte sehr."

Der Hieb sitzt

Wenige Minuten später erhebt sich der Baron und tritt an die Figur des zierlichen Chinesen heran. Er zieht einen kleinen Hebel heraus und sofort ertönen die zirpenden Töne einer Spieluhr. Der Chinese dirigiert mit seiner Tabakspfeife eine liebliche Biedermeiermusik. Es gibt viele Spieluhren hier im Schloß, der Großvater des Barons pflegte damit seine Gäste zu überraschen.

Währenddessen speist John Hörby mit gutem Appetit. Zwischendurch unterhält er sich mit Karin.

„Du," sagt er, „ich habe in Kopenhagen etwas für dich aufgetrieben. Ich bin dir noch ein Geburtstagsgeschenk schuldig."

„Lieb von dir. Was ist es? Eine Uhr?"

„Ja, eine kleine Standuhr. Biedermeier, entzückend. In Form einer Vase. Blaues Emaille. Und rundherum sind Gemmen. Ich habe einen Sachverständigen befragt: antik sind die Gemmen nicht. Sie stammen höchstwahrscheinlich von Girometti oder von einem der Pichler. Aber sie sind hübsch. Hebe, Sappho und einige andere anmutige Frauenzimmer."

„Hast du das Ding in deinem Gepäck? Du müßtest Herrn Wank die Gemmen zeigen, er versteht ja etwas davon. Auf jeden Fall kann er antike von modernen unterscheiden."

Der Hieb sitzt. Wank beißt sich auf die Lippen.

In die Stille hinein zirpt die Spieluhr. Plötzlich intoniert sie: „Ueb immer Treu und Redlichkeit," bricht aber mitten in der Melodie unvermittelt ab.

Die Ludhartinger lacht stürmisch.

„Anscheinend ist das Uhrwerk abgelaufen," schmunzelt der Baron.

„Oder kaputt," sagt Karin, „es war sicher zu viel für den kleinen Chinesen."

Der Baron wendet sich Hörby zu. „Nun, wie ist es mit jener nächtlichen Dame, von der Sie uns erzählen wollten?" . . .

John trinkt einen Schluck Wein, zündet sich eine Zigarette an und legt sich behaglich in den Sessel zurück.

Leidenschaft für kriminelle Dinge

„Die nächtliche Dame . . . . tja . . . sie hatte nämlich einen wundervollen Schmuck. So etwas von Kollier habe ich in meinem Leben noch nicht gesehen."

„Interessierten Sie sich für das Kollier oder für die Dame?"

„Nur für das Kollier."

„Erstaunlich."

„Ich sah die Dame zum ersten Male in Rostock. Ich war in die Stadt gegangen, um ein wenig zu bummeln. Ich kam in ein Hotel, da war irgend so eine Tanzerei. Die Dame tanzte auch, sie hatte sich einen Gigolo engagiert. Sie war wenig reizvoll, aber sie zeigte ihr Kollier. Ich hielt es für gefährlich. Ich bat sie um einen Tanz und sagte es ihr offen. Sie war ziemlich betroffen. Zehn Minuten später verschwand sie."

„Sie haben sie also richtiggehend gewarnt?"

„Ja, ich hielt es für meine Pflicht; um so mehr ich eine gewisse Beobachtung gemacht hatte. Es war jemand hinter ihr her."

„Wie meinen Sie das?"

„Es war jemand unter den Leuten, ein Mann, der sie belauerte. Der Mann gefiel mir nicht."

„Sie haben scharfe Augen, Herr Hörby."

„Ja, die habe ich. Sie sind so scharf, weil ich dauernd trainiere."

„Sie haben die Dame wiedergetroffen?"

„Auf dem Trajektschiff zwischen Warnemünde und Gjedser. Auch der Mann war wieder in ihrer Nähe."

„Trug sie den Schmuck?"

„Wie kommen Sie darauf, Baron? Einen solchen Schmuck trägt man doch nicht während des Tages offen auf dem Hals."

„Es war doch aber eine sehr exzentrische Dame."

„Stimmt. Es war etwas mit ihr los. Sie war ganz närrisch in den Schmuck verliebt, sie hatte ihr ganzes Herz an das tote, glitzernde Ding gehängt. Tatsächlich trug sie den Schmuck auch auf dem Dampfer; allerdings war er durch das hochgeschlossene Kleid verdeckt. Der große Smaragd zeichnete sich deutlich ab unter ihrem Kleid. Ich hatte noch nie einen Smaragd von dieser Größe gesehen."

Fortsetzung folgt

Im Deutschen Theater

Johanna: Paula Wessely

Als vor fast genau zwei Jahren Paula Wessely als Rose Bernd zum ersten Male vor den Berlinern erschien, schrieben wir: Ein altes Stück! Eine neue Schauspielerin! Paula Wessely war Ueberraschung und Entdeckung zugleich, im Sturm gewann sie die Sinne und Herzen der Hörer. Und jetzt sollten wir sie an gleicher Stelle, auf der Bühne des Deutschen Theaters, wiedersehen, wiedersehen in der großen Rolle der Heiligen Johanna. So lag erwartungsvolle Spannung schon vor dem Beginn auf dem wohlbesetzten Hause. Um es sogleich zu sagen, der Beifall war groß, war sehr groß, und er galt wiederum vor allem — Paula Wessely.

So könnten wir jenen Satz beinahe wiederholen: Eine neue Schauspielerin! Ein altes Stück! — Ein altes Stück! So klug, so intelligent, so geistreich die Dialoge in Bernard Shaws „Heiliger Johanna" auch sein mögen, allzu oft darf man sie nicht vernehmen. Dieses zwiespältige Stück ist wie ein sehr geistreiches Gespräch, das im Augenblick gesprochen und genossen, sehr genußreich, sehr reizvoll, sehr fesselnd ist, aber niedergeschrieben und beliebig oft wiederholt, erstaunlich an Wirkung verliert. Es kommt bei Shaw nichts aus dem Herzen direkt, nichts gleichsam aus erster Hand, es wird alles im Spiegel des Intellekts reflektiert und gebrochen. Das Ganze ist mehr ein Essai als ein Drama, mehr Dialektik als Dichtung. Diese „Heilige Johanna" Bernard Shaws ist eine späte Enkelin der Aufklärung aus dem Geiste Voltaires, die Engländer haben die Französin Johanna verbrannt, der Geist Frankreichs hat sich an ihrem englischen Chronisten gerächt. Vom Geiste Shakespeares ist nichts übriggeblieben.

Es bleibt — eine neue Schauspielerin! Man hatte zuweilen das Gefühl, als ob Paula Wessely sich selbst in der Paraderolle nicht ganz wohl befand, als ob sie sich hier nicht so voll ausgeben konnte. Am stärksten erschien sie in der Gerichtsszene, als sie das erzwungene Bekenntnis zerreißt und sich damit selbst zum Scheiterhaufen verurteilt. Hier erscholl der Ton einer großen Tragödin, die größer ist als dieses zwiespältige Stück. Und der Beifall, der große Beifall, der ihr dankte, war ohne Zweifel vollauf verdient — dennoch, man würde sie gern, sehr gern in anderen Rollen sehen. Ihre ungewöhnliche Begabung steht außerhalb jeden Zweifels. Sollte nicht eine Bühne Berlins sie für eine ganze Spielzeit gewinnen können? —

Hans Brausewetter war der Dauphin. Mit über der Stirn liegendem, strähnigen Haar und weichen Knien. Heinrich Marlow, ein Erzbischof von scharfem Profil, Theodor Loos, der Bischof von Beauvais, meisterlich sprechend, wie überhaupt die Szene zwischen ihm, dem Grafen Warwick Ernst Karchows und Paul Dahlkes sturem Stogumber eine der besten des ganzen Stücks war und Heinz Hilpert, dem Regisseur, alle Ehre machte. Vielleicht war sie rein akustisch etwas zu leise, wie umgekehrt die ersten Szenen zu laut. Winterstein, ein aufbrausender Marschall, Hans Kettler, der ehrliche Haudegen La Hire, der ritterliche Dunois Attila Hörbiger, Paul Lange, der polternde Hauptmann. Unter den geistlichen Richtern Jacob Tiedtke der Inquisitor, Josef Zeilbeck der fanatische Tor, ausgezeichnet Albin Skoda als Bruder Martin.

Ernst Schütte schuf das Bühnenbild: ein karges Burgzimmer, einen im Licht bunter Fenster dämmernden Dom, ein königliches Schlafzimmer mit gespenstisch wehenden Vorhängen. Hilpert und seine Darsteller, Hilpert Hand in Hand mit Paula Wessely, Paula Wessely allein waren die sich steigernden Stationen des Beifalls.

Hans Stahn

„Weh' dem, der liebt!", das letzte Lustspiel von Fedor von Zobeltitz, das im März dieses Jahres am Dresdener Staatstheater zur Uraufführung gelangte, wird als nächste Erstaufführung am Schillertheater in Szene gehen.

*

„Kann eine Frau sich ändern?" ein Lustspiel von Ronald Jeans, heißt die kommende Premiere im Kurfürstendamm-Theater.

Ein Nazi fährt nach Palästina

REISEBERICHT VON LIM

Mit jüdischen Einwanderern zusammen fährt ein Nazi nach Palästina. In Haifa geht er mit seinem Wagen von Bord des „Rasenden Moses", wie der alte italienische Dampfer genannt wird. Die Fahrt geht weiter über Tel Aviv, der modernen, europäisch anmutenden Judenstadt, durch jüdische Gemeinschaftssiedlungen und Orangenpflanzungen nach Jerusalem. Dann fährt der deutsche Reisende hinab zur Jordanebene. Hier liegt das elektrische Herz Palästinas, das Rutenberg-Kraftwerk am Stausee Genezareth. In der Bergstadt Safed, dem nächsten Ziel seiner Fahrt, sind Unruhen zwischen Arabern und Juden ausgebrochen. Schnell verbreitet sich der Aufruhr im Land und nur mit Mühe gelingt es dem Deutschen nach Haifa zurückzukommen. Dort soll eine große Hafeneinweihung stattfinden.

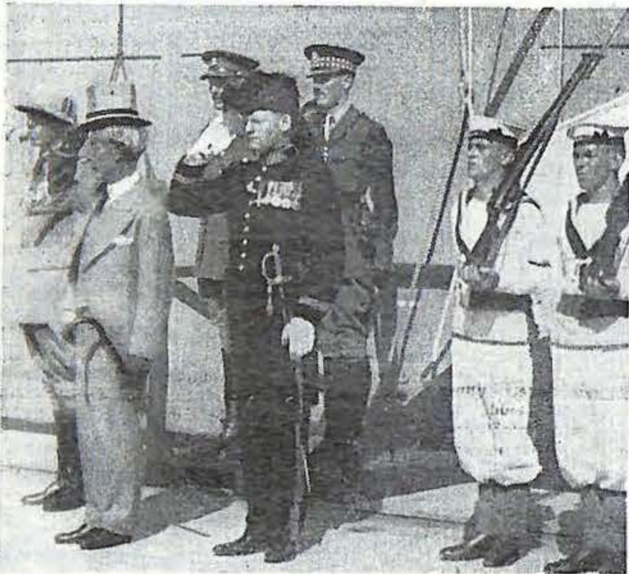
10

Am Morgen des „Festes" überraschen weiße, dreisprachige Anschläge die Bewohner Haifas. „In Anbetracht ... werden alle Gäste wieder — ausgeladen!" Der Festakt soll sich nur auf die Einfahrt des Hochkommissars in den Hafen und seine Begrüßung am Pier durch die höheren englischen Verwaltungsbeamten erstrecken.

Kurz nach neun Uhr braust eine Fliegerstaffel über die Stadt zum Flughafen. Das ist der Hochkommissar. Um elf Uhr findet die „Feier" statt. Da wollen wir doch dabei sein. Der Hafen ist im weiten Umkreis von Militär und Polizei abgesperrt. Trotzdem gelangen wir bis zum äußeren Hafentor. Man hatte ursprünglich die Pressevertreter zu diesem Hafeneingang gewiesen. Nun stehen sie vor dem Tor und streiten mit den Wachen. Ihre Pressekarten bleiben unbeachtet. England verzichtet auf die Presse ....

Der Hafen ist menschenleer. Das buntgeschmückte Schiff der Regierung mit dem Hochkommissar an Bord fährt durch das Band am Hafeneingang. Eine Schottenkapelle spielt. Die Regierungsbeamten, eine Abteilung Militär, empfangen den Hochkommissar in gespenstischer Einsamkeit. Einige schöne Reden sollen dort gehalten worden sein. Wir haben nichts gehört. Dann ist Schluß. Die Araber sind ruhig geblieben. Es hätte sich auch gar nicht gelohnt. —

Die „große Sache von Haifa" ist vorüber. Ich will zurück nach Jerusalem. Aber wer von meinem Vorhaben hört, rät mir ab. Seit Beginn der Unruhen ist der Fernverkehr in Palästina noch nicht wieder aufgenommen worden. Besonders die rein arabische Gegend um Nablus und Dschenin gilt als gefährlich.



Der Hochkommissar feiert im leeren Hafen Haifas Seegeltung

Noch ein Durchbruch

Ich habe aber keine Lust ewig in Haifa zu bleiben. Denn da nicht Unruhen, sondern die latente Unsicherheit als Grund angeführt wird, kann dieser Zustand noch Wochen dauern. Ich setze wieder die Einsatzteile in unsern Wagen ein und kurz vor Mittag fahre ich los. Die Mittagszeit ist immer die sicherste. In der hier herrschenden Hitze — es weht schon seit vielen Tagen der gefürchtetste Wüstenwind — geht kein Mensch unnötig auf die Straße. Bei der Ausfahrt aus der Stadt werden wir von der englischen Polizei sehr eingehend registriert. Damit wir nicht verlorengehen...

Dann geht die Fahrt auf der bekannten Straße über Nazareth in die Ebene Jesreel, wo uns eine brodelnde Hitze empfängt. Ich wundere mich im stillen immer wieder, daß unser Wagen trotz dieser Außentemperatur eine so hohe Dauerleistung hergibt. Einen kochenden Kühler habe ich noch nie gehabt.

Ich bin froh, als wir die andere Seite der Ebene erreicht haben. Mit der Auffahrt in die Berge läßt die Hitze etwas nach. Hier erhalten wir den ersten Stein. Von einem arabischen Lastwagen wird er uns nachgeworfen, Schaden hat er keinen angerichtet. In Dschenin sind wir bei einem arabischen Bekannten eingeladen. Wir werden mit echt arabischer Gastfreundschaft aufgenommen. Das geht so weit, daß wir ganz unprogrammäßig erst am späten Nachmittag weiterkommen. Unser Gastgeber begleitet uns noch bis zum Ausgang der Stadt, um uns vor irrtümlichen Attacken seiner Landsleute zu schützen. Denn in Dschenin ist man jetzt nicht gut auf die Fremden zu sprechen.

Bei hereinbrechender Dunkelheit erreichen wir Nablus. Auch durch diese Stadt kommen wir ohne Zwischenfall. Ich fahre ohne Licht. Das hat den Vorteil, daß man den Wagen nicht wie sonst schon von weitem an dem an den Bergwänden entlanggleitenden Scheinwerferlicht erkennen kann. Der Vollmond scheint. Wagen begegnen uns nicht. Beim Verlassen eines größeren Dorfes kriegen wir den zweiten Stein. Aber auch diesmal hören wir nur das dumpfe Aufschlagen am rückwärtigen Teil des Wagens. Es geht weiter durch die Nacht. Plötzlich beginnt der Wagen leicht zu schleudern.

Wir müssen halten. Reifendefekt. Während wir eilig die Vorbereitungen zum Auswechseln treffen, hören wir von einem seitlich gelegenen Dorf schon Johlen und Lichterschein, der näher kommt.

Die Situation wird ungemütlich. Da biegt ein großer Kraftwagen um die Ecke. Gefolgt von einem Sportwagen, in dem ein Engländer sitzt. Der große Wagen gehört einem deutschen Archäologen, der in Nablus Ausgrabungen leitet. Mit seinem arabischen Schofför wagte er die Fahrt. Ueberdies kam der englische Offizier mit. Jetzt hilft uns sein Chauffeur und in wenigen Minuten ist der Wagen wieder flott. Die Anwesenheit der beiden Wagen hat die Araber in respektvoller Entfernung gehalten. Wir setzen uns eilig wieder in Bewegung und halten uns dauernd hinter unserm Helfer. So kommen wir ohne Zwischenfall nach Jerusalem.



Alter Araber in Hebron

Beim Alten Vater Abraham

An einem Nachmittag machen wir einen Ausflug nach Hebron. Die Stadt liegt im Süden Palästinas, ganz im arabischen Gebiet. Der Weg führt von Jerusalem aus erst am Camp der englischen Truppen vorbei nach Bethlehem. Die Straße führt am Rande von Bethlehem vorbei. Die Kirchen der Geburtsstätte Christi bleiben zusammen mit der Altstadt oben auf dem Berge liegen. Manchmal kann man bis zu den Bergen Transjordaniens schauen. Auch der Spiegel des Toten Meeres blinkt herüber. Wir sind eine Stunde unterwegs, da kommt Hebron in Sicht, eine Hochburg des national bewußten Arabertums. Bis 1929 lebte hier eine ziemlich starke jüdisch-orthodoxe Gemeinde. Niedergebrannte Ruinenreste zeigen noch ihr damaliges Wohnviertel. **An den Unruhetagen im Sommer 1929 wurden hier — noch schlimmer als in Safed — in wenigen Stunden über 50 Juden massakriert. Von den damals hier lebenden 1500 Juden ist heute kaum fünfzehn Familien mehr da.** In Hebron glüht immer noch der Fremdenhaß. Daß Kinder nach den Autos der Europäer mit Steinen werfen oder Vorübergehende halblaute oder auch laute Verwünschungen ausstoßen, ist hier an der Tagesordnung. Der gelungene und kaum geahndete Streich gegen die Juden Hebrons lebt noch zu gut in Erinnerung.



Mokka double im Café Kallia am Toten Meer

Nur bis 5. Stufe!

Die Abraham-Moschee, ursprünglich ein jüdischer Tempel, dann eine Kirche und schließlich eine Moschee (auch Abraham ist allen drei Religionen heilig) soll über dem Grab Abrahams stehen. Christen und Juden dürfen sie nicht betreten. Sie dürfen nur bis zur fünften Stufe steigen! Jeder Führer erzählt es mit Stolz. Aber dann fügt er stets hinzu, daß Touristen gegen Zahlung von fünf Schillingen die Moschee besuchen dürfen! Der alte Schacher! Wenn man schon glaubt, einmal in diesem Lande eine Stelle gefunden zu haben, wo eine aggressive Religiosität Rückgrat zu zeigen scheint, dann ist sie für fünf Schillinge käuflich.

Hebron ist eine vieltausendjährige Stadt. Aber sie ist zurückgeblieben in ihrer Vergangenheit.

ole ich meine Pressekarte ab. Mehrere Doppelposten der Schotten stehen mit Stahlhelm und Gewehr vor dem Eingang. Die Araber streiken. Sie haben ihre Geschäfte geschlossen. Dafür kaufen sie bei den Juden, fahren in jüdischen Autobussen, sitzen ... jüdischen Café.

Diesmal ... der Haß England. Die Hauptforderung heißt ... Selbstverwaltung. Sie sehen sich durch England betrogen. Man hatte ihnen für ihre Waffenhilfe gegen die Türken einen arabischen Staat versprochen. Statt dessen werden sie jetzt von England regiert, das mit den Juden dauernd neue Wirtschaftskonkurrenten ins Land bringt. Es hält die Araber von der Selbstverwaltung fern und macht nach Ansicht der Araber immer mehr Anstalten, sie den Juden zu überlassen.

Der großartige Ausbau des Hafens von Haifa zeigte den Arabern sinnfällig, daß England das Land in seine engsten Interessengebiete einbezogen hat. Denn das merkten auch sie, daß England ihnen diesen Hafen nicht als Morgengabe so schön hergerichtet hatte. Sie sehen in diesem Bau ihre Zwingburg. Durch die Unruhen verschärfte sich ihre Ablehnung. Hatten sie vorher schon damit gedroht, daß sie den Festlichkeiten fernbleiben würden, so kündigten sie jetzt Störungsversuche an.

„England wird die Feier unter allen Umständen durchführen", erklärt die Regierung. Aber sie trägt den Verhältnissen Rechnung, indem die Festlichkeiten am letzten Tage Schritt für Schritt abgebaut werden. Vom Besuch des Englischen Thronfolgers ist schon lange nicht mehr die Rede. Die Einweihung wird der Hochkommissar vornehmen. Aber dann läßt man am Vortage den Schulen mitteilen, daß in Anbetracht der gespannten Lage eine Beteiligung von Schulklassen nicht erwünscht ist. Am Nachmittag wird von der Regierung mitgeteilt, daß in Anbetracht ..... der geplante Lunch, das große Festessen, ausfallen werden. Gegen sechs Uhr abends kommt die Nachricht, daß man den geplanten Sonderzug von Jerusalem nach Haifa, mit dem das Diplomatische Korps und die Ehrengäste kommen wollten, ausfallen lassen würde.

Fortsetzung folgt

Die Vorgeschichtler tagen

Die erste Tagung des neubegründeten „Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte", in dem alle deutschen Vorgeschichtsvereine zusammengeschlossen sind, findet in Halle in der Zeit vom 13. bis 20. Oktober statt. Im Anschluß an eine Reihe von Fachvorträgen und Aussprachen über die Aufgaben der Vorgeschichtsforschung im nationalsozialistischen Staat finden Ausflüge zu vorgeschichtlich bedeutsamen Plätzen des Haller Landes und in den Harz statt, wo die Tagung auf dem Brocken ihren Abschluß findet.

Abenteuerlicher Roman von Wilhelm Scheider

Jagd nach dem Bildnis der Kaiserin Poppäa



25. Fortsetzung

„Hast dich ja noch immer auf mich verlassen können," antwortet John und drückt ihr verstohlen einen Kuß auf die Hand.

Auf der Terrassentreppe macht sie sich von ihm frei.

Einziger Ausweg: Flucht

Auch Bettina hat sich umgezogen.

Sie steht vor ihrem hohen Spiegel und starrt hinein. Ihre erste Garnitur — kurzer Rock und gelber Jumper — ist wieder einmal an die Reihe gekommen. Aber diese elenden Kleidersorgen rühren sie jetzt nicht mehr. Sie hat sich ganz mechanisch umgezogen, ohne sich irgendwelche Gedanken zu machen, und wenn sie augenblicklich auch in den Spiegel starrt, sie sieht trotzdem nichts.

Sie blickt nur in sich hinein. Und da wühlt ein abgründiger Schmerz. Hin und wieder läuft ein Schauer über sie hin, wie im Fieber.

Alles ist wieder in ihr aufgebrochen, alles das, von dem sie geglaubt hat, es wäre längst tot und vergessen. Die Glut, die Seligkeit, das Grauen jener Tage, all das ist wieder in ihr aufgestanden. Und sie kann sich nicht wehren, machtlos steht sie den treibenden Kräften ihrer Seele gegenüber, ein völlig hilfloses Kind...

Und nun soll sie ihn wiedersehen. Karin Horn, die Diebin hat ihn herbestellt, damit er sich und seine Genossin aus der Schlinge ziehe. Oder führen die beiden vielleicht etwas ganz anderes im Sinn? Ist es ein neues Komplott, ein neues Verbrechen?

Bettina streicht sich die Lippen an, sie pudert sich, aber sie weiß nicht, womit sich ihre fiebernden Hände befassen. Ihre Gedanken taumeln um John Hörby. John ist unterwegs, schon ganz in der Nähe. Vom Fenster aus hat sie es beobachtet, wie Karin mit dem Motorboot über den See gefahren ist, um ihn von „Seespitz" abzuholen. Bald kommt es zurück das Boot, in wenigen Minuten.

Plötzlich geht ein Ruck durch ihren Körper. Und nun steht sie ganz starr, ganz regungslos. Ein Gedanke, eine Idee ist jäh in ihr aufgesprungen, eine erlösende Idee. Flucht! Ja, es gibt keinen anderen Ausweg für sie als die Flucht. Sie ist doch schon einmal vor John geflohen, sie wird es einfach wiederholen. Wenn das Grauen über einen kommt, dann flüchtet man eben... Oh, sie wird schon weiterkommen, etwas Geld für die Fahrt nach München besitzt sie noch. Nur fort von hier, nur fort von John und von diesen Menschen!

Sie stürzt sich über den Schrank, in wenigen Minuten liegen ihre Siebensachen im Koffer. Hinaus! Durch das Fenster, hinaus auf die Terrasse und fort durch die Dunkelheit!

Mit dem Koffer in der Hand läuft sie ans Fenster. Draußen ist es schon fast dunkel. Nur ziehendes Gewölk am Himmel, der Mond kommt erst später heraus, nur wenige Sterne.

Glutbrand der Eifersucht

Aber was ist das? Dort hinten wandert ein Licht über den See, langsam zieht es heran, näher, immer näher... das Motorboot.

Bettina stellt den Koffer auf den Boden. Immer heller wird das Licht, immer näher kommt es heran. Deutlich hört sie jetzt das Tucken des Motors. Aber dann verschwindet das Licht hinter der Landzunge, die sich links vom Schloß weit vorschiebt in den See.

Bettina schließt sekundenlang die Augen. Eine Vision fällt über sie her. Im Heck des Bootes sitzen die beiden, eng aneinandergeschmiegt, sie halten sich bei den Händen. Oh, das brennt der kleinen Bettina die Seele aus, das lodert wie Feuer. Eifersucht! Zum ersten Male in ihrem Leben fühlt sie die Glutbrand der Eifersucht, eine unerhörte, entsetzliche Qual...

Regungslos steht sie am Fenster. Als das Boot endlich um die Landzunge schießt, löscht sie das Licht in ihrem Zimmer. Und deutlich sieht sie die beiden: Karin sitzt im Heck, Hörby steht vorn neben dem Lenker des Bootes.

Hat Bettina jemals an Flucht gedacht? Nein, niemals in ihrem Leben. Sie flieht nicht vor John, wenn er mit einer anderen kommt, sie leidet höllische Qualen, aber sie will bei ihm sein. Schluß!

Jetzt liegt das Boot vor der Badeanstalt. Sie kommen, sie kommen. Sie hört Stimmen, gedämpfte Stimmen von unten herauf, vom Garten. Aber sie kann nichts sehen, dort ist Gebüsch der Terrasse vorgelagert, dort stehen hohe Bäume.

So, jetzt haben sie die Terrasse erreicht. Bettina tritt einen Schritt vom Fenster zurück, sie will auf keinen Fall gesehen werden. Nur selber will sie sehen. Sehen und sich quälen. Brennend schneidet ihr der Schmerz durch die Seele.

Schritte auf den steinernen Stufen, sie kommen nach oben. Bettina erbebt. Helle Flecke in der Dunkelheit. In diesem Augenblick leuchtet die Portallampe auf, sicher hat der Diener auf die Gäste gewartet.

Karin und John steigen im hellen Licht über die Stufen empor. Sie gehen nebeneinander, sie lächeln. Es ist ein starres Lächeln voll erwartender Spannung ...

Zehn Minuten später schallt der Gong durch das Haus. Mechanisch setzen sich Bettinas Füße in Bewegung. Sie schreitet durch das dunkle Zimmer wie eine Blinde. Als sie auf den langen, hellen Korridor hinauskommt, wirkt ihr Gesicht wie eine Maske.

Erst nach einigen Schritten kommt sie zur Besinnung. Hat sie nicht eine Baskenmütze auf dem Kopf? Sie reißt die Mütze herunter und betrachtet sie erstaunt. So verwunderlich erscheint ihr der Gedanke an die Flucht. Hat sie wirklich fliehen wollen?

Sie trägt die Mütze schnell in ihr Zimmer zurück, knipst Licht an, tritt noch einmal vor den Spiegel. Maßlos erschrickt sie vor ihrem bemalten Gesicht und wischt schnell Puder und Lippenrot herunter. Es ist ihr eingefallen, daß John die Verschönerungskünste bei jungen Mädchen nicht liebt. Er hat es ihr einmal gesagt.

Erst dann tritt sie wieder auf den Gang hinaus.

XIV.

Im „Chinesenzimmer"

Die Repräsentationsräume des Urling-Schlössel liegen alle im ersten Stock. Bettina hat bisher nur den kleinen Speisesaal kennengelernt, in dem immer, wenn der Kreis des Hausherrn nur wenige Menschen umfaßt, gegessen wird. Jetzt sieht sie, daß die großen Flügeltüren zu einem anderen Raume weit offen stehen.

Es ist dies das sogenannte Chinesenzimmer: kreisrund, nur klein, mit einem hohen, einzigen Fenster nach hinten in den Garten. Die Wände sind mit einer lichtgelben, zartgeblümten Seidentapete bespannt, die allerdings etwas von ihrem ehemaligen Glanz eingebüßt hat und an manchen Stellen zerschlissen ist. Ein Raum von 1820, in dem seltsamerweise noch etwas von der Musik des Rokoko nachschwingt, denn in einer Nische der rechten Wand steht die kleine, zierliche Holzfigur eines Chinesen, bunt bemalt, starr lächelnd, eine lange Tabakspfeife in der Hand, mit baumelndem Zopf und breitrandigem Hut.

Im „Chinesenzimmer" wird nur sehr selten gespeist, aber heute ist die Laune des Hausherrn gerade auf diesen Raum verfallen. Auf einem großen, ovalen Tische hat er decken lassen. Für gewöhnlich steht das Zimmer immer leer.

Als Bettina zögernd eintritt, am Diener Xaver vorbei, der sich tief vor ihr verneigt, schlägt ihr das Herz sehr hoch im Halse, nur mühsam kann sie sich aufrecht erhalten.

Wie ein Bild sieht sie, im schimmernden Lichtschein des blinkenden Lüsters, eine kleine Gruppe von Menschen an der rechten Seite des hohen Raumes, gerade unter der Figur des zierlichen Chinesen. Dort stehen der Baron, Michael Wank, die Ludhartinger und Karin Horn um einen Mann herum. Und dieser Mann ist John Hörby. Breitbeinig und wuchtig steht er da, die Hände in den Taschen seiner weiten schlotternden Hose, sein rotblondes Haar leuchtet, die Augen in seinem straffen, braunverbrannten Gesicht schimmern blau. Er spricht. Bettina hört, wie aus weiter Ferne, sein tiefes, singendes Organ.

Eine großartige Szene

Er sagt etwas, was sie nicht versteht, aber sofort braust Gelächter auf. Der Baron lacht dröhnend, die Ludhartinger und Karin Horn stimmen in das Gelächter ein. Nur Michael blickt finster und forschend auf den seltsamen Gast, dem es schon jetzt gelungen ist, sich zum Mittelpunkt der kleinen Gesellschaft zu machen.

Das Gelächter verklingt. In diesem Augenblick wird Bettina von dem Baron entdeckt.

„Halloh Bettina!"

Und nun erlebt Bettina eine peinliche Ueberraschung. John Hörby schießt auf sie los, er strahlt, er ist ganz außer sich vor Freude, er packt sie mit seinen harten Händen an den Armen, er betrachtet sie voller Glück, der ganze Mensch öffnet sich vor ihr, es ist eine großartige Szene.

„Mädel, kleine Bettina," brummt er wie ein Bär, „ich freue mich schrecklich, ganz schrecklich, daß ich Sie wiedergefunden habe. Ich hab Sie ja doch gesucht, wie eine Stecknadel habe ich Sie gesucht. Verflucht nochmal, das ist wirklich mehr als ein Zufall."

Die „Scala" im Oktober

Glanzvoller Auftakt mit Festspielen



„Festspiele" heißt diesmal das Programm der Scala, ganz besonders glanzvoll also will der Einblick in die verlockende Welt der Varieté-Revue sein, den sie ihrer Winterspielzeit als Auftakt voranstellt. Nun, die Stammgäste werden meinen, daß es kaum möglich sei, die Leistungen früherer Monate noch zu überbieten. Und doch, es gelingt: Beschwingter und aufgelockerter denn je, durch keine nummerntragende Blondine unterbrochen, fließt Nummer nach Nummer vorbei, wechselt betörende Farbensymphonie mit Klangrausch, das Adagio eines Kraftaktes mit einem Rhythmenfurioso, satirisch witziges Kurztheater mit einschmeichelndem Geigensingen, groteskes Gliederverrenken mit schwunghaft wechselnden Tanzfiguren, die die zwei Dutzend fabelhaft einexerzierter Scalagirls in den Raum schreiben, — wird eine tolle Clownerie von mit lächerlicher Selbstverständlichkeit gespielter Jongleurkunst abgelöst.

„Taktvollere" Meister des Stabes als die Drei der Scala lassen sich kaum denken. Otto Stenzels Hausorchester feuert mit bewährtem Können von Géczy umschmeichelt mit schwermütig klagenden Zigeunerweisen und schwebend verfließenden Harmonien die Ohren der Zuschauer, während der „Puck" unter den Dirigenten, Bernhard Etté, wahrhaft im Schweiße seines Angesichts händewirbelnd und haarezerzausend sein in allen Tonarten sicheres Tanzorchester auch diesmal wieder zu den gewagtesten „Spielereien" verführt. Muskelkraft ist nicht jedermanns Sache, aber die Zwei Athenas verstecken sie hinter einer eleganten Schönheit. Finanzämter und Steuerzahler sind selten eine reine Freude. Vom Gegenteil versucht uns Willi Schäffers in einem seiner 30-Sekunden-Sketschs zu überzeugen. Lill Sweet und Franz Heigl tanzen und singen Ihnen vor, wie es zugeht „Wenn zwei Herzen Frühling machen".

Und dann führt das Programm nach Spanien. Hell klappern die Castagnetten, wenn Nati Morales, ein spanisches Zigeunerkind, sicher bis in die Finger- und Fußspitzen, ihre südlich feurigen Tänze tanzt, zu denen Montoya die Gitarre schlägt. Als Ferry Cormen, ein musikalischer

Sammlung der Welt befinden dürften und zielsicher um die Ecke schoß, hielten sich ernsthafte Familienväter wiehernd die leichtgerundeten Bäuche und die weiblichen Besucherinnen vergaßen völlig, daß ihnen ihre Damenwürde zu großer Abendtoilette ausschließlich leises Lächeln vorschreibt. Und wenn dann Bobby May seine Keulen durch die Luft wirbeln und mit seinen Gummibällen Fontainen springen läßt, wenn sein Hut und seine Zigarre Tänze aufführen und wieder richtig auf dem Kopf beziehungsweise im Mund landen, wenn er sich eine Zigarette anzündet, ohne auch nur einen Finger krumm zu machen, dann sperren alle unter merklicher Atempause staunend die Augen auf. Dafür aber bringen die Zuschauer bei dem mondainen Tanzpaar Marguerite und Le Roy ihre leichtderangierten Figuren gleichfalls in mondäne Haltung. Greta Garbo und Jeannette MacDonald, die leider nicht abkömmlich waren, lassen sich durch die Parodistin Maisie Weldon völlig ausreichend vertreten.

Ein gut Teil des begeisterten Beifalls einer von Anfang an mitgehenden Zuschauermenge gebührt dem sicheren Blick für wirkungsvolle Aufmachung und dem Sinn für echten Revue-Stil, die aus einem Nichts von Pappe, Silberpapier, Girlskostümen uns Licht in allen Farben, ein wunderbares Kaleidoskop schufen, das in ein betörendes Finale ausmündet. fzl

Volkstümliches Symphonie-Konzert

Die NS-Gemeinschaft Kraft durch Freude war gestern nach der Philharmonie gepilgert. Dort spielte das Landesorchester Gau Groß-Berlin unter Hermann Stanges forsch zugreifender Hand Musik, die man immer gern hört: Tschaikowskys Italienisches Capriccio, den Rakoczy-Marsch nach Berlioz, den Don Juan von Strauß und die Oberon-Ouvertüre. Das kam alles mit prächtigem Klang und Schwung. Die Begleitung des Es-Dur-Konzertes von Liszt ist man elastischer und gewichtiger gewöhnt. Dagegen war sie beim Weberschen Konzertstück famos. Maria Koerfer, Pfitzners Lieblingspianistin, war beiden Stücken die berufene Vertreterin. Bei Liszt brachte ihre große Virtuosität dem Zusammenspiele manche musikalischen Opfer. Bei Webers kniffligen Figuren war ihre Fingertechnik unbeirrbar. Man dankte ihr und

Ein Nazi fährt nach Palästina

REISEBERICHT VON LIM

Mit einem alten italienischen Mittelmeerdampfer, dem „Rasenden Moses“, der ausschließlich zur Beförderung jüdischer Auswanderer dient, fährt ein Nazi nach Palästina. In Haifa geht er an Land, fährt mit seinem Wagen nach Tel Aviv, einer Judenstadt mit modernen Häusern, mit viel Hast und Unruhe, Geschäft und Gehetze. Durch große Orangenpflanzungen führt ihn sein Weg, durch jüdisch-kommunistische Gemeinschaftssiedlungen, durch Kinderheime... Und dann Jerusalem. Eine Stadt seltsamster Mischung von Orient und Europäertum. Juden in Geschäftspalästen, Juden an der Klagemauer. — Im reichen Land der Ebene Jesreel lernt der deutsche Reisende Siedlungen russischer Juden kennen.

9



Das schußbereite Gewehr in der Rechten — nachtdunkle Augen zur Linken und dazu ein klein wenig Bürgerkrieg in Haifa

Die gedrungene Gestalt Gurions steht vor uns im Mondlicht. Er paßt zu diesem Boden. Der Boden hat ihn und seine Gefährten in einem Jahrzehnt neu gestaltet. Diese neuen Juden werden ein neues Volk. Ob sie aber dann noch Verständnis aufbringen können für die „Nöte“ ihrer Volksgenossen in Mitteleuropa? —

Das elektrische Herz

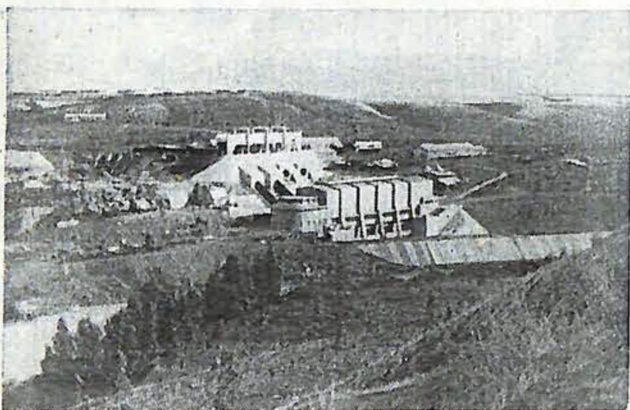
Wir sind in der Jordanebene, mehrere hundert Meter unter dem Meeresspiegel. Das Grün ist wieder verschwunden. Auf dem flachen, steinigen Boden des Tales stehen die ersten schwarzen Ziegenhaarzelte der Nomaden, Beduinen aus Transjordanien, die die Not der jahrelangen Trockenheit über den Jordan getrieben hat. Auf holperiger Steinstraße fahren wir flußaufwärts. Der Jordan ist hier ein kümmerliches Rinnsal. Ein Beduine auf buntgezäumtem Pferd will mit unserm Wagen um die Wette reiten. Vor uns wachsen die Riesenanlagen von Tel Or empor. Hier ist das Kraftzentrum Palästinas: die Rutenberg-Kraftwerke. Ihr Leiter ist der russische Ingenieur Rutenberg, einer der Führer der russischen Revolution von 1905. In drei Turbinen zu je 8000 Kilowatt werden die Wassermassen des Tiberiassee und des Jarmuk, eines wasserreichen Nebenflusses des Jordans, ausgenutzt. Aber schon jetzt erweisen sich die Anlagen als zu klein für den zu erwartenden Strombedarf der nächsten Jahre. Deshalb hat man schon in Haifa und Tel Aviv Unterstationen errichtet.



Attacke auf die johlenden Araber in Jaffa

Stausee Genezareth

Die Mandatsregierung hat der Rutenberg-Gesellschaft gestattet, den Tiberiassee — den See Genezareth — als Stausee zu verwenden. Der Spiegel des Sees, der bisher keine größeren Schwankungen hatte, kann jetzt bis zu vier Metern gehoben oder gesenkt werden. Die Ufer treten dabei oft bis zu 200 Meter zurück. Viele kleine Quellen, die bisher unter dem Wasserspiegel lagen, bilden jetzt am flachen Strande kleine Tümpel. Damit ist aber der mit größter Anstrengung an den Ufern des Sees ausgerotteten Malariafliege eine neue Brutstätte gegeben. Auch das übermäßige Steigen des Wasserspiegels bringt Schaden, denn es setzt kultivierte Strecken fast sechs Monate unter Wasser.



Das Rutenberg-Kraftwerk in Tel Or

Alarm in Safed

Der Morgen sieht uns auf dem Wege nach der Bergstadt Safed. Sie liegt 800 Meter hoch, Tiberias dagegen 200 Meter unter dem Meeresspiegel. Wir haben also eine große Steigung zu überwinden. Herrliche Ausblicke gewährt die Bergstraße. Wir fühlen uns schon hoch in den Bergen, da kommen wir erst an einem Schild vorbei, das die Marke der „Seehöhe“ ist. Und steigt die Straße weiter. Kurve schließt sich an Kurve. Jeder Ausblick entlockt uns neue Rufe der Bewunderung. Als wir den Kamm des Gebirges überschreiten, liegt Safed vor uns.

Während des großen antijüdischen Aufstandes der Araber im Jahre 1929 wurden hier innerhalb weniger Stunden Hunderte von orthodoxen

der Unruhen alle Nachrichtenmittel gesperrt und damit wilden Gerüchten Tür und Tor geöffnet.

Bei den Arabern Safeds war die Nachricht aufgetaucht, die Juden hätten die Omar-Moschee, die auf dem Tempelplatz in Jerusalem steht, in Brand gesteckt. Die Parole war gegeben — und ehe die englische Distriktverwaltung Verstärkung erhielt, war das Blutbad hier in Safed und im Süden in Hebron schon geschehen.

Als wir jetzt in Safed einfahren, fallen uns sofort die berittenen Polizeistreifen auf, die mit Karabinern durch die Straßen reiten. Vor einem arabischen Café sitzen Gruppen von politisierenden Arabern.

Am Abend komme ich mit einem englischen Polizeiofizier ins Gespräch. Er hat Nachricht von Jaffa. Dort wurde geschossen. Es gab Tote. Aber die Araber hier wissen noch nichts. Man hat den Telephonverkehr gesperrt. Jetzt tauchen auch Tommies im Stahlhelm auf.

Es wird dunkel. Wir wollen in die Altstadt gehen. Da steht ein englischer Posten, aufs Gewehr gestützt. Nicht daß er uns verbieten würde, weiterzugehen. O nein, man ist immer höflich. Er sagt nur: „Ich würde nicht in die Altstadt gehen . . .“ Also gut, dann wollen wir es lieber auch nicht tun.

Die Nacht verläuft ruhig. Nur einmal schreckt uns das Dröhnen schwerer Wagen hoch. Am Morgen ist das Bild von Safed verändert. Es wimmelt von Schotten. In der Nacht kam eine Kompagnie aus Haifa herauf. Man hatte Angst, daß gerade Safed besonders gefährdet wäre. Ich gehe zur Polizeistation. Das ist die einzige Stelle, die authentische Nachrichten hat. Im Lande herrscht Aufruhr. In Jaffa gab es viele Tote. Auch die Polizei hatte bei dem Zusammenstoß Verluste. In Haifa, in Jerusalem, in Nablus kam es am Abend und in der Nacht zu Zusammenstößen zwischen Arabern und Engländern. Die Judenfrage ist ganz zurückgetreten. Jetzt spricht die Blutrache. England ist der Feind. Man stürmt Polizeistationen, Regierungsgebäude. Endlich wird Militär eingesetzt. Die

der offene Aufruhr niedergeschlagen. Nur im stillen gärt es noch.

Eine Weiterreise im Wagen käme zur Zeit nicht in Frage, sagt der Polizeihauptmann. Also müssen wir warten. Gegen Mittag kommt ein neuer Truppentransport aus Haifa. Alles Schotten mit bunten Röcken, darüber khakifarbene Leinwandschürzen. Auf dem Kopf den Tropenhelm, die Stahlhelme am Tornister. Etliche sehen leicht lädiert aus. Sie hatten am Morgen schon einen Zusammenstoß mit der Volksmenge in Haifa. Auch auf der Fahrt hagelte es Steine. In Safed rührt sich kein Mensch. Aber der Ueberlandverkehr stockt. Also auch die Post, die nur durch Autos hier heraufkommt. In Haifa wurde das Standrecht verkündet. Niemand darf die Stadt betreten, niemand sie verlassen. Am Nachmittag erfahren wir, daß es in Haifa bei der Beerdigung der Opfer des Vortages noch einmal zu Zusammenstößen gekommen sein soll. Für Gerüchtemacher ist Hochkonjunktur.

Durchbruch nach Haifa

Die Untätigkeit ist bedrückend. Ich will auch endlich nach Haifa, weil dort in drei Tagen die große Hafeneinweihung stattfinden soll. Am nächsten Morgen treffe ich noch das gleiche Bild. Im Lande ist es zwar überall ruhig, aber der Polizeihauptmann rät mir trotzdem ab, weiterzufahren. Um die Mittagszeit sage ich gar nichts



Die Hafeneinweihung von Haifa. Kahl ist der Pier — die leeren Hafenhallen lauschen der Dudelsack-Musik

das arabische Akko zu fahren, wäre doch zu riskant. Dort hat man am Tage vorher ein Personenauto in Brand gesteckt. Die Fahrt verläuft völlig ruhig. Da auf der ganzen Strecke nur die jüdische Siedlung Rosch Pinah zu durchfahren ist, bestehen auch keine Reibungsmöglichkeiten. Kein einziges Fahrzeug begegnet uns.

In Tiberias holen wir weitere Erkundigungen ein. Aber auch hier rät man überall ab. Auch die Omnibusse fahren nicht. Als ich erkläre, daß ich auf alle Fälle fahren werde, entschließen sich ein Privatwagen und ein jüdischer Taxichauffeur zur Mitfahrt. Der Chauffeur macht mit der Fuhre sicher ein gutes Geschäft. Er ist der einzige, der die Fahrt nach Haifa wagt. Wir drei schließen uns zusammen.

Da das Gefährlichste die Steinwürfe sind, bringen wir die Wagen dadurch in „Gefechtszustand“, daß wir die Zelluloideinsätze hervorholen (was den Wagen in einen Backofen verwandelt) und die Windschutzscheibe ganz schräg stellen. Es wird die Parole ausgegeben: Dicht zusammenzuhalten, auf Steinwürfe nicht zu reagieren und Personen, die den Weg verstellen wollen, unbeachtet lassen! Also „Kriegszustand“.

Die Taxe nimmt die Spitze, der andere Wagen wird in die Mitte genommen, und wir bilden die Nachhut. Die Mittagssonne sendet ihre besten Strahlen herunter. Der Boden glüht. Aber für uns ist das die günstigste Fahrzeit. Um diese Tageszeit sind selbst die Eingeborenen nicht auf der Straße. In manchem Dorf gellt noch ein Wutschrei hinter uns her. Aber wir sind zu flink. Wir können aus den Maschinen das letzte herausholen, denn Fahrzeuge kommen uns doch nicht entgegen. Jetzt taucht schon Haifa auf, zugleich die Frage, ob man uns überhaupt in die Stadt hineinlassen wird.

Der erste Polizeiposten. Wir vermeiden die Innenstadt und biegen gleich zum Karmel ab. Im deutschen Hospiz hoch oben am Berg lassen wir uns nieder. Wir werden bestaunt. Aus Safed? Dort muß es doch schrecklich gewesen sein. Man erzählt sich in Haifa, daß es dort sieben Tote gegeben hat. Die Bank soll gesprengt worden sein! . . . Genug! Genug der Schauermärchen! Also wieder das alte Bild, obwohl die Nachrichtensperre schon wieder aufgehoben worden ist. Wir können nur versichern, daß in Safed überhaupt nichts passiert ist. Dafür sind allerdings die Toten von Jaffa und Haifa Wahrheit. Die Gäste erzählen, daß sie am Vortag erst über den Deutschlandsender erfahren haben, was sich unten in der Stadt abgespielt hatte. Direkte Nachrichten waren überhaupt nicht heraufgekommen.

Ausgeladene Gäste

schavs. Die ganze Arbeit eines Hofes liegt bei einer Familie. Wird der Mann oder die Frau krank, so leidet das ganze Anwesen darunter. Jede Arbeit muß jeder Siedler für sein Teil selbst machen. Bei uns fährt am Morgen ein Wagen mit zwei Mann aufs Feld, um das Grünfutter für die gesamte Kvuza zu holen. Drüben bei den Moschav muß jeder Siedler diesen Weg genau so machen. So machen ihn von fünfzig neunundvierzig unnötig. Da unsere Wirtschaft geschlossen ist, können wir viel bessere und modernere Arbeitsmethoden anwenden."

„In schwierigen Zeiten mag die Kvuza ein gesichertes Unterkommen bieten," warf ich ein, „aber wie ist es in den Zeiten der Konjunktur? Verlassen dann nicht viele die Kvuza, um in der Stadt den hohen Verdienst eines Stadtarbeiters zu erhalten?"

„Es kommt natürlich vor, daß in wirtschaftlich günstigen Zeiten einzelne schwache Charaktere der Versuchung unterliegen. Wir werden sie nicht hindern. Aber sie dürfen nie wieder in eine Kvuza zurückkehren. Das gibt für uns eine natürliche Auswahl."

„Und wie denken Sie sich die Zukunft? Reife Menschen haben doch einen viel stärkeren Hang zur „Kapitalbildung" als junge."

„Da habe ich keine Sorge. Ich selbst bin schon zwölf Jahre hier. Wir haben uns durchgerungen und lieben unsern Besitz und unsere Gemeinschaft. Die Kvuza Degania besteht schon seit fünfzig Jahren, dort arbeitet schon eine zweite Generation. Wir wissen, daß wir unser Vaterland bauen und daß es nur gebaut werden kann, wenn jeder mit dem geringsten zufrieden ist. Wir kriegen unsere neue Heimat nicht geschenkt, wir müssen sie erarbeiten."

Fortsetzung folgt

In geweihten Nächten

Dies sind die Nächte, da wir sehnend greifen
Nach eines fernen Freundes Hand;
Die großen Nächte, da wir ringend kämpfen.
Die größten Kämpfe, die in uns entbrannt.

Die heil'gen Nächte, wo das Weinen schweiget
Und wir, von Schönheit, Seligkeit erfüllt;
Die Seele, schauernd ahnungsvoll, sich neiget
Vor dem Geheimnis, das die Nacht verhüllt.

Da wir von heißen Tagen stille werden
Und unsre Herzen sich in Sehnsucht regen —
Da wir in Leid und Liebe leise reifen
Dem neuen Licht, dem neuen Tag entgegen!

Luise Kohnert

Abenteuerlicher Roman von Wilhelm Scheider

Jagd nach dem Bildnis der Kaiserin Poppäa



24. Fortsetzung

Aber sie bleibt sitzen. Und mit lächelnder Demut, sehr leise und zärtlich: „Michael Wank, Sie müssen Nachsicht mit mir haben — ich bin nun einmal so. Wenn ich nicht spielen darf, dann macht mir das Leben keinen Spaß."

Dann erst erhebt sie sich langsam und steigt mit ihm die Lolmwiese herunter. Er geht etwas voraus, sie sprechen kein Wort.

Plötzlich, am Ende der schräg abfallenden Weide, dort, wo sie in den Wald einbiegen müssen und wo der herrliche Rundblick vor ihren Augen verschwindet — dort holt sie ihn ein. Er fühlt den festen Druck ihrer Hand an seinem Arm.

„Herr Wank?"

Er bleibt stehen. Er möchte sich dem Druck ihrer Hand entziehen, er kann es nicht. Ihr Lächeln ist so rätselhaft — so beglückend.

Und wieder hört er ihre leise, schwebende Stimme:

„Michael Wank — was würden Sie tun, wenn es Hörby nun nicht gelingen sollte, mich reinzuwaschen?"

Er antwortet rauh: „Sie einsperren lassen."

Aber er macht sich nicht frei.

„Was? Das würden Sie wirklich tun?"

„Darauf können Sie sich fest verlassen."

„Ich glaube es aber nicht."

Ihr Lächeln wird unergründlich. So starrt sie ihn an, ganz dicht vor ihm.

Da kommt jäh der Traum wieder über ihn, die süße, betäubende Sehnsucht. Aber diesmal schließt er nicht die Augen, um sich seinem Träumen hinzugeben, diesmal mündet alles in die heiße, brennende Wirklichkeit . . .

Ja, er reißt sie wirklich in seine Arme, er küßt sie wild und voll inbrünstiger Leidenschaft. Und glühend wird sein Kuß erwidert — sie erbebt unter seinen Küssen.

Als ob nichts gewesen sei

Doch plötzlich wacht er auf, mit einem Ruck gibt er sie frei. Er ist aufgewühlt bis auf den Grund seiner Seele, schwer geht sein Atem. Und sie steht vor ihm: demütig, mit gesenktem Blick. Sie ist mädchenhaft errötet, und ein süßes Lächeln spielt um ihren Mund.

„Vergessen," stößt er erregt hervor. „Sie müssen es vergessen, das ist alles nicht gewesen. Wir haben geträumt."

Sie antwortet nicht, atmet nur tief auf, als sei sehr viel Schweres von ihr abgefallen . . .

Dann geht er hastig den Berg hinab, und sie folgt ihm. Er ist zornig auf sich selbst, kann es nicht begreifen, wie es über ihn gekommen ist, er verwünscht seine Schwäche. Auch der Haß steht wieder in ihm auf, aber viel wilder und brennender.

Wenige Minuten später hört er ihre leise, zärtliche Stimme neben sich.

„Nein," sagt sie, „so soll man sich nicht gehen lassen, selbst wenn es auf einer verwunschenen Wiese ist."

„Ausstreichen," murrt er finster, „wir müssen es unbedingt vergessen."

„Sie haben recht," antwortet sie, „wir kommen niemals zusammen. Wir sind viel zu weit voneinander entfernt: Sie mit Ihrer verrückten Leidenschaft nach toten Dingen — und ich mit meiner abscheulichen Schwäche, mich um Dinge zu kümmern, die mir nicht gehören."

Doch in diesem letzten Satz schwingt schon wieder Ironie und stille Heiterkeit.

Michael erschauert. Sie hat sich frei gemacht, sie spielt schon wieder . . .

Und schnellfüßig geht sie neben ihm her, ohne sich um ihn zu kümmern. Eine kleine Melodie summt sie vor sich hin, als ob nichts zwischen ihnen geschehen wäre.

Die späte Nachmittagssonne steht rotgolden zwischen den hohen Stämmen des Waldes.

XIII.

Konversation im parkenden Auto

Punkt acht Uhr kommt der große Wagen die Waldchaussee herunter, die Scheinwerfer fressen sich durch die einbrechende Dunkelheit, um sich endlich gleißend über das große weiße Bahnhofsschild zu legen: Urling — Seespitz.

John Hörby zieht die Bremse, der Wagen steht. Die Station schläft friedlich im Abenddunkel. John richtet die Scheinwerfer in die Tiefe und entdeckt den blinkenden See. Im nächsten Augenblick taucht Karin neben seinem Wagen auf. Er springt mit einem Satz auf die Straße, umarmt sie stürmisch, küßt sie, strahlt vor Freude.

„Karin, Mädel, . . . also sowas! Hast du die Bettina nicht gleich mitgebracht? Wo steckt sie denn, der Ausreißer?"

„Ich bin allein, mein Junge. Unten wartet das Motorboot, der Chauffeur vom Schloß hat mich herüber gebracht. Ich weiß nur nicht recht, wohin mit dem Wagen. Du kannst ganz zum Schloß fahren, aber es ist ein umständlicher Weg über allerlei Berge und schlechte Straßen. Ich kenne ihn auch nicht."

„Ach was", antwortet John, „ich laß den Wagen hier ruhig stehen. Wer soll mir ihn hier stehlen? Schließlich sind wir nicht in der Großstadt."

Er nimmt ihren Arm.

Aber sie geht noch nicht. „Jonny, ich hab dir erst Verschiedenes zu erzählen, damit du im Bilde bist. Und du mußt mir sagen, was du mit der kleinen Bettina angerichtet hast. Die sitzt herum wie ein blasser Engel. Los — komm in den Wagen, dort stört uns keiner."

Sie sitzen eine ganze Weile im Wagen und flüstern miteinander. Manchmal wird das Geflüster durch Johns laute Ausrufe unterbrochen. „Menschenskind!" sagt er, oder „Mädel, das is'n Ding!" Aber auch Karin kann ihre Verwunderung nicht verbergen. Einmal sagt sie sehr laut: „Junge, Junge, das ist ja kaum zu glauben." Und dann: „Jonny, der Teufel soll dich holen!"

Und dann ist es eine Weile sehr still im Wagen.

Jonny, ich verlasse mich auf dich

Endlich — es sind inzwischen zwanzig Minuten vergangen — verlassen sie den Wagen und steigen langsam den Hang zum See hinunter, wo noch immer das Motorboot auf sie wartet.

Der Chauffeur fährt sie hinüber. Während der Fahrt sprechen sie kein einziges Wort. John raucht seine kleine Pfeife. In wenigen Minuten landen sie vor der Badeanstalt.

Der Chauffeur bleibt noch im Boot zurück, am Motor ist etwas nicht in Ordnung. Karin geht mit John über den Steg und zeigt auf das Schlössel, mehrere Fenster sind hell erleuchtet.

„Sie warten schon auf uns mit dem Abendessen."

John blickt erschrocken an sich herunter. Er trägt weite helle Flanellhosen und ein sportliches Sakko.

„Karin — ich kann mich doch nicht so mit denen an den Tisch setzen! Hätte mich schnell noch im Wagen umziehen müssen."

„Tut nichts. Die sind nicht so. Ich habe ja auch keine großen Geschichten gemacht."

Aber sie hat sich trotzdem umgezogen. Unter dem leichten Mantel trägt sie ein langes, einfaches Abendkleid aus schimmernder, hellgrüner Seide.

Langsam, Arm in Arm gehen sie auf das Schloß zu.

„Jonny, du weißt also Bescheid? Ich verlasse mich auf dich."

Fortsetzung folgt

Hochbetrieb in der Philharmonie

1. Furtwängler-Konzert — ein gesellschaftliches Ereignis

Schon gleich zu Beginn des Konzertwinters hat das Philharmonische Orchester eine erstaunliche Tätigkeit zu entfalten. Seit Tagen Probe auf Probe und abends Aufführung. Da aber das Eisen nur blank bleibt, wenn es benutzt wird, so kann es nicht wundernehmen, wenn dieses unser erstes deutsches Konzertorchester immer frisch und in allen Gruppen des erlesenen Klangkörpers gleich prachtvoll klingt.

Aber auch ein solches Orchester ist etwas Lebendiges, ist ständig in der Entwicklung, wie die Künstler, aus denen es sich zusammensetzt. Bei dem Sonntagskonzert unter Hans v. Benda konnte man die Feststellung machen, daß es, obwohl auf den romantischen Klang eingeschworen, auch den Uebergang zur musikalischen Sachlichkeit und Feinheit der Alten findet. Sehr gelöst und fein kam da die ständig auf Mozart hinweisende Es-Dur-Sinfonie für Doppelorchester von Joh. Christian Bach, in aller Majestät und Kraft das doppelchörige Orchesterkonzert in F-Dur von Händel, das allerdings in einer der üblichen, unglücklich verschnörkelten Bearbeitungen gespielt wurde. Einen Höhepunkt der später noch um Mozart und Schubert (kleine C-Dur-Sinfonie) ergänzten Vortragsfolge bildete die packende, heißblütige Wiedergabe der D-Moll-Sinfonie von Friedemann Bach, deren Schlußfolge wie das himmelanstrebende Werk eines Stürmers und Drängers wirkte.

Bewundernswert ist auch jetzt wieder die Selbstverständlichkeit, mit der sich das Orchester den verschiedenen Gastdirigenten anpaßt. Unter der charaktervollen Leitung des Würzburgers Hermann Zilcher brachte es gestern nach einer einzigen Probe eine Aufführung der 2. Symphonie von Brahms zustande, die uns dieses naturfrohe, aufgeschlossene Werk wieder aufs neue lieben lehrte. Eine köstliche Auswahl Rameauscher Tanzsätze, die Zilcher unter moderner Farbengebung für heutige Ohren hergerichtet und zu einer Suite vereinigt hat, zog in all ihrer Feinheit und Buntheit vorüber. Die sehr wesentliche Orchesterbegleitung des auf Brahms und Tschaikowski aufgebauten melodiereichen Klavierkonzertes von Zilcher, das die junge Camen Sendel mit hoher Musikalität vortrug, fiel ebenfalls zur vollsten Zufriedenheit des dirigierenden Meisters aus Oberfranken aus.

Ein gesellschaftliches Ereignis war — wie stets — das 1. Furtwängler-Konzert am Montag, in dem man neben Reichsminister Dr. Goebbels Prominente der Bühne und des Films bemerkte. Furtwängler begann feierlich mit Bruckners Lebensepilog, der 9. Symphonie, die „dem lieben Gott" gewidmet ist, der nach der Aussage eines ganz Boshaften die Lüneburger Heide dagegen gewidmet haben soll. Sie wurde ohne Kürzung dargeboten. Die Belastungsprobe für das Publikum war dementsprechend stark, und kritische Augenblicke, vor allem im Adagio, blieben unvermeidlich. Großartig angelegte Klang-Evolutionen hoben einen empor, man berauschte sich an dem blühenden Vortrag der genialen melodischen Eingebungen und hörte ihnen zuliebe gern über die allzu häufige Wiederkehr ein und desselben Gedankens hinweg. Orchester und Dirigent vollbrachten eine wahrhaft titanische Leistung.

Nachher sang Elisabeth Rethberg, die selbst nach dem Urteil italienischer Sänger die beste Sängerin der Welt ist. Sie hatte, was in dieser Jahreszeit fast selbstverständlich, keinen ihrer besten Tage. Doch konnte man neben ihrer künstlerischen Vielseitigkeit, die einen Bach ebenso spielend meistert, wie eine Koloraturarie von Mozart und eine hochdramatische von Weber, die mit Weichheit vermählte Kraft, die Ausgeglichenheit und die mühelose Ansprache ihrer Stimme hinlänglich bewundern. Erstaunlich, mit welcher Leichtigkeit sie den gefürchteten Schluß der Ozeana-Arie nahm! Förmlicher Premieren-Beifall nach allen Darbietungen. Am Schluß eine frühe „Doublette", die Oberon-Ouvertüre, die vor acht Tagen erst an der gleichen Stelle unter Pfitzner erklungen war.

E. R.

Die Premiere der Komischen Oper „Spiel nicht mit der Liebe", Musikalisches Lustspiel von Keßler, Musik von Bromme, findet heute statt. Hauptrollen: Fee von Reichlin, Maly Delschaft, Mimi Besely, Franz Felix, Robert Dorsay, Otto Stoeckel, Kurt Seifert, Heinr. v. Boguslawski, Regie: Kurt Seifert.

Pechvogel Zeitfunk

Nein, wie wir uns gefreut hatten auf das sicherlich sehr interessante Gespräch zwischen einem Zeitfunkmann auf dem Funkturm und einem im Flugzeug über den Dächern der Stadt, das gestern abend im Reichssender Berlin stattfinden sollte. Das heißt, so ganz wollte man dem kleinen Kurzwellengerät von Anfang an nicht trauen, weil es einen erst noch vor wenigen Tagen bei einem Fallschirmabsprung in Staaken, der für den Zeitfunk eines anderen Senders aufgenommen werden sollte, etwas enttäuschte. Und wirklich: es hatte auch diesmal seine Launen, so daß die Unterhaltung nicht zustande kommen konnte. So nahm man denn mit einem netten Stimmungsbericht vom abendlichen Berlin fürlieb, den der tatkräftige Leiter der Zeitfunkabteilung des Senders, Hanns-Joachim Stoevesandt, aus luftiger Höhe gab. Im übrigen tröstete man sich damit, daß der interessante Versuch in einigen Wochen, wenn er wiederholt werden wird, klappt.

Zela



Blick in die Ferne

Die Sender bringen . . .

Heute nachmittag:

Berliner Sender

16.00: Aus München: Nachmittagskonzert. 17.30: Lustig und fidel (Schallplatten). 18.00: Wir teilen mit . . . 18.05: Für die Jugend. 18.30: Potsdam, der Uckermark. Schwedt, die lustige Stadt an der Oder. Funkbericht. 19.00: Cellomusik. 19.40: Echo am Abend. 20.00: Nachrichten. 20.15: Unterhaltungsabend mit Tanz: Schenk ein den Wein, den holden. 22.00: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten. 22.20: Aus Leipzig: Tanz-Musik.

Deutschlandsender

16.00: Aus Breslau: Nachmittagskonzert. 17.30: Wie Roosevelt das Problem der Arbeitslosigkeit anpackt. 17.50: Eine Seefahrt, die ist lustig (Schallplatten). 18.10: Tiergeschichten. 18.30: Liedromantik. 19.00: Aus München: Blasmusik. 20.00: Kernspruch. 20.15: „1000 muntere Noten". 22.00: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten. 22.20: Worüber man in Amerika spricht. 22.45: Deutscher Seewetterbericht. 23.00: Himmlische Klänge.

Und morgen

Berliner Sender

Morgenruf. 6.00: Gymnastik. 6.15: Wetternachrichten. Anschließend: Nachdenkliche Minute. 6.20: Aus Kiel: Musik am Morgen. 7.00: Nachrichten. 8.00: Gymnastik. 9.40: Für die Frau. 10.00: Wetter- und Tagesnachrichten. 12.00: Aus Bremen: Musik am Mittag. 12.30: Wettermeldungen für den Landwirt. 13.06: Echo am Mittag. 13.15: Wilhelm Furtwängler dirigiert die Philharmoniker (Schallplatten). 14.00: Wetter- und Tagesnachrichten, Wasserstände.

Deutschlandsender

16.00: Aus Köln: Neue Unterhaltungsmusik. 17.00: Schallplatten. 17.30: Zeitschriftenschau. 17.45: „Seeschwalben". 18.00: Herbstabend auf einem Balkon. 18.30: Zeitfunk. 19.00: Aus Köln: Da capo. Eine bunte Folge erfolgreicher Musik. 20.00: Kernspruch. 20.15: Stunde der Nation. „Erde." Komödie. 21.00: Die Berliner Philharmoniker spielen. 22.00: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten. 22.30: Funkbericht vom Europameisterschaftskampf Eder—Sybill in den Berliner Tennishallen. 22.45: Deutscher Seewetterbericht. 23.00: Aus Hamburg: Musik am Abend.

Ein Nazi fährt nach Palästina

REISEBERICHT VON LIM

Palästina, jährlich das Ziel vieler Juden, wird von einem Nazi aufgesucht. Ein jüdisches Auswandererschiff bringt ihn mit seinem Wagen nach Haifa, dem „Tor nach Indien". Von dort fährt er nach Tel Aviv, der Judenstadt europäischer Hast und Betriebsamkeit, der Stadt der modernen Bauten. Er besucht jüdische Gemeinschaftssiedlungen, Orangenpflanzungen und Kinderheime. Dann geht es nach Jerusalem. Die modernen Häuser der Vorstädte machen engen, muffigen Gassen Platz, wenn man ins Innere der Stadt kommt. Die Juden trauern an der Klagemauer um den verlorenen Tempelplatz, ihr größtes Heiligtum, auf dem jetzt die Omar-Moschee steht.

8

Aber selbst das wurmt die Araber. Es macht ihnen daher ein besonderes Vergnügen, besonders am Schabbat, die Gebete der Juden durch Singen und Schreien von den umliegenden Häusern zu stören. Mit besonderer Wonne werfen sie jeden erdenklichen Unrat, selbst Kot, über die Wände vor die Klagemauer. Streit liegt also dauernd in der Luft. Drum steht auch der Tommy da...

Die hier beten, das sind die alten, orthodoxen Juden, die um das Vergangene, Verlorene jammern.

Jemenitische Jüdinnen plaudern und mauscheln

Draußen vor den Toren arbeiten die Zionisten.

Jerusalem ist keine Handelsstadt, wie Tel Aviv, auch Industrien gibt es hier nicht. Aber alle Behörden und Verwaltungen sind hier zu finden. Hier ist der Sitz der Mandatsregierung. Auf einem Hügel jenseits der Stadtmauer hat der Hochkommissar von Palästina, der schottische General Sir Arthur Wauchope, sein Haus. Der alte General ist ein reicher Mann und könnte seinen Passionen leben, statt sich hier zwischen Arabern und Juden für Englands Interessen aufzureiben. Aber England könnte keinen besseren Mann auf diesen Posten stellen, einen Mann, den selbst jeder seiner Gegner achten und anerkennen muß.

Göttlich inspirierter Architekt

Hier haben auch die Zionisten ihren ganzen Verwaltungsapparat. Und der ist nicht klein. Daneben stehen Paläste verschiedener kirchlicher Vereinigungen. Alle überragend das Gebäude der YMCA, der Vereinigung Christlicher Junger Männer, die Verkörperung amerikanischer Rekordsucht. Eine große Bronzetafel am Eingang spricht davon, daß dieser Bau aus der „göttlichen Inspiration des Architekten ..." entstanden sei. —

Am Skopusberg erhebt sich die jüdische Universität. Ueberall, auch hier, wird gebaut, vergrößert. Verfolgt man die Straße noch weiter, so kommt man zum Oelberg. Ueberwältigend der Blick auf die Heilige Stadt. Hier Juden, dort am Goldenen Tor die Moslems. Durch das Goldene Tor werden am Tage des Jüngsten Gerichts die Seelen der Verstorbenen auf den Tempelplatz ziehen, deshalb wollen die Mohammedaner möglichst nahe an diesem Tor liegen.

Arabische Flüche

Mit der aufsteigenden Sonne verlassen wir Jerusalem. Diesmal hat sich uns noch ein deutscher Journalist angeschlossen. Die Fahrt geht nach Norden. Unser neuer Reisebegleiter gibt uns Unterricht in arabischen Flüchen.

Man muß sich in Palästina genau so wie anderswo über Fußgänger und Viehtreiber ärgern. Aber man kann seinen Aerger nicht abreagieren, wenn der Gemeinte die Meinung, die man von ihm hat, nicht versteht. Gleich hinter Jerusalem geraten wir schon mit einem Viehtreiber in Meinungsverschiedenheiten. „Na, sagen Sie doch jetzt dem Mann unsere Meinung auf Arabisch", sage ich zu unserm Lehrer. Der schweigt sich aus. Hinterher meint er trocken: „Aus dem Auto schimpfe ich nicht mehr. Man kann nicht wissen, vielleicht bleibt der Wagen stehen. Ich hab' das einmal gemacht. Dann ist das Auto stehen geblieben. Damals habe ich schwere Prügel bezogen." Aha! Theorie und Praxis!



Kinder helfen in der Siedlung Ejn-Charod

Experimente in der Ebene

Wir biegen in das reiche Land der Ebene Jesreel ein. Hier ist die größte geschlossene jüdische Besiedlungsfläche. Fast hunderttausend Morgen umfaßt ihr Besitz.

Das ganze Gebiet war in den letzten Jahrhunderten immer mehr verkommen. Vielfach bildeten sich Sümpfe. Die Malaria vertrieb bis nach Kriegsende alle, die hier siedeln wollten. Nur an den Rändern der Ebene saßen arabische Bauern, Fellachen. Bis die Juden kamen. Sie wollten nicht an den Rändern der Ebene bleiben. So mußten sie den Sümpfen zu Leibe gehen. Der billige Boden wurde teuer an Menschenleben. Hier konnten nur die anspruchslosen, kollektivistisch wirtschaftenden Chawerim eingesetzt werden. Das waren fast durchwegs arme Juden aus dem Osten, aus Polen, Rußland, Rumänien. Dort ist ja Handarbeit dem Juden noch geläufig. Sie haben in zehn Jahren aus einem sumpfigen Steppenland wieder Kulturboden gemacht. Privatwirtschaftliche Initiative hätte das nie vermocht, denn der aufzuwendenden Arbeit stand jahrelang kaum ein Ertrag gegenüber. So entstanden hier viele Gemeinschaftssiedlungen mit kollektivistischer Bewirtschaftung, eben solche Kvuzoth.

Daneben gibt es aber auch manchen „Moschav". So nennt man eine Kolonie, bei der die Siedler den Boden vom Nationalfonds in Erbpacht erhalten, aber nicht kollektivistisch arbeiten. Jeder bebaut sein eigenes Stück Land. Sein Besitz ist sein Privateigentum. Nur der Verkauf der Produkte seiner Wirtschaft erfolgt durch eine gemeinsame Organisation.

Wir lernen an diesem Tag beide Wirtschaftsarten kennen. Und zwar als Nachbarn, also auf gleicher Bodenart. Hier wie dort leben einige Hundert Menschen. Wir besuchen einige Siedler des Moschavs. Dann fahren wir zur Kvuza Gewa.

Die russischen Juden

Gurion heißt ihr Führer. Ein blonder, russischer Jude. Die meisten Mitglieder hier sind Russen. Wir sitzen am Abend im Freien. Es geht um die Frage: Was ist besser, Kvuza oder Moschav?

Gurion meint: „Wer zu uns kommt, verzichtet zwar auf eigenen Erwerb, er kann nie Schätze anhäufen. Er ist mit dem Wohl und Wehe der Kvuza unlösbar verknüpft. Aber sein Arbeitstag ist geregelt. Für seine Bedürfnisse ist gesorgt. Er hat täglich acht Stunden zu arbeiten. Ist er aber krank, so springt ein anderer für ihn ein. Er kennt nicht die Sorge um das tägliche Brot. Jeder von uns Arbeitern kannte diese bittere Sorge aus früheren Tagen. Jetzt ist unser Feierabend wirklich Erholung. Ist einer verheiratet und hat er Kinder, so weiß er sie im Kinderheim der Kvuza in bester Hut. Wie wenig Eltern sind zur Erziehung ihrer Kinder wirklich geeignet! Wir haben geprüfte Erzieherinnen dafür. So ist die Freizeit unserer Genossen wirklich ihr Eigen. Sie können sie zu ihrer Erholung oder zu ihrer Fortbildung benutzen.

Nehmen Sie dagegen die Mitglieder der Mo-

Abenteuerlicher Roman von Wilhelm Schelder

Jagd nach dem Bildnis der Kaiserin Poppäa



23. Fortsetzung

„Sie hat die Hoffnung immer noch nicht aufgegeben. Das ist es, Herr Wank. Erst dann ist es endgültig in ihr zu Ende, wenn Sie sich an eine andere fest und unwiderruflich gebunden haben."

Michael schüttelt den Kopf. „Das wird niemals geschehen."

„Aber warum nicht?"

„Schluß, was fragen Sie mich soviel? Ich denke, wir haben andere Dinge zu bereden."

„Das gehört alles zu unserm Thema, lieber Wank."

Er starrt sie an, sie verwirrt ihn immer mehr.

„Ja," sagt sie, „es erscheint Ihnen verwunderlich, aber es gehört wirklich zu unserm Thema. Denken Sie nur daran, was Sie mir an jenem Abend verrieten."

„Was sollte ich Ihnen verraten haben?!"

„Sie sprachen von Ihrer Passion, von Ihrer Leidenschaft."

„Ach so . . ."

„Sehen Sie! Dieser Passion haben Sie den Verlust der kostbaren Gemme zu verdanken, Ihrer Gemme Poppäa. Und um der gleichen Leidenschaft willen wollen Sie auf das größte Glück verzichten, das einem Menschen geschenkt werden kann."

Kein Mensch ist ganz in Ordnung

„Ich begreife nicht, worauf Sie hinauswollen, meine Gnädigste."

„Sie wollen die Zusammenhänge nicht sehen, Herr Wank, Sie wollen es einfach nicht. Ich habe Ihnen schon damals eine Warnung zukommen lassen, indem ich Ihnen den Zettel in die Tasche schob. Ihre Leidenschaft ist abwegig, unnatürlich und verwerflich. Kein Werk aus Künstlers Hand, und sei es noch so sehr vollkommen, darf mit den Schöpfungen Gottes verglichen werden. Und nur den Werken der Natur darf man sich mit Leidenschaft ergeben."

Michael lacht bitter auf. „Ich denke nicht daran, mit Ihnen zu philosophieren. Nur das eine möchte ich Ihnen noch sagen: hinter dem Künstler, der meine Gemme Popäa schuf, stand in jeder Minute seines Lebens jene allmächtige Kraft, die wir Natur nennen oder Gott."

„Blasphemie, mein Lieber. Es ist Unnatur, etwas derartiges auszusprechen. Uebrigens hätten Sie eines Tages die Fehler Ihrer Gemme erkannt und Ihre Leidenschaft wäre zusammengebrochen."

„Niemals, sie war eines jener überirdisch großen Dinge."

Karin seufzt. „Begreifen Sie nicht, was ich Ihnen klar machen möchte?"

„Daß ich krank bin."

„Ganz richtig. Wenn ein Mann behauptet, er könne keine Frau glücklich machen, weil er sich dauernd in schöne, aber völlig leblose Dinge verliebt, dann ist etwas mit ihm nicht in Ordnung."

„Kein Mensch ist ganz in Ordnung. Sie zum Beispiel vergreifen sich an fremdem Eigentum. Zu Ihrer Ehre nehme ich an, daß es bei Ihnen eine Leidenschaft ist, eine Krankheit der Seele. Glauben Sie, daß eine mit solcher Krankheit behaftete Frau einen Mann glücklich machen kann?"

Die Frau, die alles verleidet

Sie lacht ihr helles, strahlendes Lachen. „Sie haben mir bis jetzt den Diebstahl noch nicht bewiesen, mein Lieber. Folglich bin ich ein gesunder Mensch."

„Und ich ein armer Irrer."

„Ganz richtig. Wenn Sie nun aber eines Tages eine Frau kennenlernen, die Sie von ihrem Wahnsinn befreien würde?"

„Niemals könnte eine Frau eine solche Macht über mich gewinnen."

„Ich möchte Ihnen das Gegenteil beweisen, Herr Wank. Es könnte zum Beispiel folgendes passieren: Sie geraten eines Tages an eine gescheite Frau, die etwas von der Kunst versteht. Und diese Frau verleidet Ihnen jedes Kunstwrk, an das Sie Ihr Herz verlieren. Bei einem Terborch wird sie Ihnen beweisen, daß er verzeichnet ist; bei einem Jan Steen wird sie die Echtheit bezweifeln und Sie auf gewisse Details aufmerksam machen, die bei einem echten Jan Steen niemals vorkommen dürften. Bei einem Becher, der angeblich Cellini zugesprochen wird, kann sie die Ornamente maniriert finden. Es gibt doch an jedem Werk aus Menschen Hand unendlich vieles auszusetzen."

Michael lächelt ironisch. „Ausgezeichnet! Nehmen wir einmal an, Sie wären diese Frau und Sie hätten die Absicht, mich zu heilen. Welche Schwächen zum Beispiel würden Sie mir im Falle meiner Gemme Poppäa einzureden versuchen? Sie haben das Werk ja damals in der Hand gehabt . . ."

Dann: „Da würde ich Ihnen einen ganz besonderen Floh ins Ohr setzen, Herr Wank. Von der Tatsache ausgehend, daß kein Kunsthändler es verträgt, wenn man ihm nachweist, daß ein Werk, welches er für ein antikes hält, um achtzehnhundert nach Christi entstanden ist, würde ich glatt behaupten, daß die Gemme Poppäa aus der Schule der Pichler stammen müßte. Ich hätte zufällig in Berlin und auch in Frankreich bei verschiedenen Sammlern ganz ähnliche Arbeiten jener Meister gesehen."

Wank braucht keine Ehe

Michael ist einen Augenblick lang betroffen, aber dann schüttelt er den Kopf. „Da würde ich Ihnen antworten, daß man die Poppäa aus dem Schutt von Marseille herausholte."

„Das wieder würde ich bezweifeln. Ist es nicht möglich, daß der Antiquitätenhändler in Marseille Sie belog?"

Michael starrt ihr fassungslos in die Augen. Argwohn schießt ihm durch die Seele. Hat sie vielleicht bei dem Verkauf der Poppäa festgestellt, daß es sich um einen Pichler handelt? Dann wäre die Gemme ja kein antikes Werk. Die Pichler waren nichts als Epigonen der Alten. Kalt läuft es ihm über den Rücken . . .

Da bricht sie in schallendes Gelächter aus. „Sehen Sie, jetzt habe ich Sie gefangen."

Er atmet auf, trotzdem frißt das Mißtrauen weiter an ihm.

„Nein", antwortet er, „einen Dauererfolg würden Sie bei mir niemals haben, ich hätte Sie bald genug durchschaut."

„Sie haben also den festen Willen, sich niemals an eine Frau zu verlieren?"

Er begreift nicht, warum er ihr antwortet, aber er antwortet ihr doch.

„Niemals", sagt er, „ich habe die ewige Sehnsucht nach den schönen Dingen, von denen ich weiß, daß sie zu Abertausenden noch in der Erde schlummern oder in versteckten Rumpelkammern. Ich brauche die Jagd — und keine Ehe."

Lächelnd schüttelt sie den Kopf. „An den alten Grillparzer erinnern Sie mich, der ja auch nicht über die Klinge springen wollte. Der wollte deshalb niemals heiraten, weil er den Gedanken nicht ertrug, daß ein Mensch das Recht hatte, jederzeit sein Zimmer zu betreten."

„Genug davon," fällt ihr Michael ins Wort, „ich weiß wirklich nicht, warum ich mit Ihnen über diese Dinge streite. Ich bin aus einem anderen Grunde mit Ihnen auf diesen Berg gestiegen: Sie wollten sich vor mir rechtfertigen."

„Allerdings — ich hatte die Absicht, mich vor Ihnen zu rechtfertigen. Und ich habe es auch getan. Ich habe Ihnen erklärt, warum ich Ihnen den Zettel in die Tasche schob, als wir damals im Bois nebeneinander saßen. Weiter wollte ich nichts. Mit dem Diebstahl habe ich nichts zu tun."

Süße, betäubende Sehnsucht

Und wieder ist der zärtliche Glanz in ihren Augen, das Lockende und Verführerische. Sie hat ihre Hand ins Gras gestützt, sie blickt ihn an. Heiß und brennend geht es ihm durch die Seele. Sie liegen so dicht beieinander, er atmet ihr feines und erregendes Parfüm — er ist nicht weit davon entfernt, seine Besinnung völlig zu verlieren. Einige Sekunden lang schließt er die Augen. Und da kommt es über ihn wie ein Traum. In diesem Traum reißt er sie an sich, er küßt sie wild und leidenschaftlich — und findet keinerlei Widerstand . . .

Schon taucht er wieder empor aus dem Traum und sammelt seine Kräfte von neuem.

„Fräulein Holzmann — kurz gesagt: Sie behaupten also, ein Mensch mit reinen Händen zu sein?"

„Ja — ich bin keine Diebin. Und ich werde es Ihnen auch beweisen."

Er stutzt. „Halloh! Was wollen Sie beweisen?"

„Heute abend noch erscheint hier in Urling ein Entlastungszeuge."

„Wer ist dieser Mann?"

„Hörby."

Er lacht. „Auf den falle ich nicht herein."

„Wenn er Ihnen nun aber bündige Beweise bringt?"

„Wofür?"

„Daß ein anderer die Poppäa gestohlen hat?"

Er starrt sie fassungslos an.

Sie nickt ihm lächelnd zu. „Was dann?"

„Sie wissen also," stößt er hervor, „daß ein anderer . . . Sie kennen diesen Menschen?"

„Ich nicht. Aber vielleicht John Hörby. Vielleicht erleben wir eine große Ueberraschung."

Er steht auf. „Genug. Sie haben jetzt lange genug mit mir gespielt."

Fortsetzung folgt

Ist sie seine Braut?



Der Wiener Revuestar Dinah Grace hat sich nach Blättermeldungen mit Willy Fritsch verlobt

Zu Tante Emmas Jubiläum

„Nanon" im Rosetheater

Rosens Bühnenschneiderin, Tante Emma, hat 25. Jubiläum. Neben anderen familiären Herzlichkeiten wird sie mit einer Premiere überrascht. Mit einer bei der Aktendurchsicht zum Vorschein gekommenen komischen Oper wird der Tag heiter und festlich begangen. Was die Schneiderin an Garderoben herzugeben hat, kommt dabei ins Rampenlicht Mit Louis quatorze und der Madame Maintenon zieht der Hofstaat und auch das obligate Ballett vorüber, doch nicht so panopt-kumisch-blöde, wie in der Operette vergangener Jahrzehnte. Genée, die diesmal Komponist ist, hat nicht umsonst die „Fledermaus" machen helfen. Diese Nanon, die am Schluß doch den kriegt, der mehr ist, als er scheint, hat fraglos Zukunft. Traute Rose weiß ihr mit herrlicher Stimme und frischem Spiel Gegenwartskräfte zu verleihen. Und Paul Rose, der die Regie führt, weiß, wie man Theater macht und eine Ausgrabung entmumifiziert.. Das Rose-Quartett zu vervollständigen, gibt Loni eine vornehmschöne Frau Maintenon und Hans einen einfältigen Neffen Hector. Schöne Duette, entzückende Terzette, nette Tänze, wirkungsvolle Ensembles und saubere Bühnenbilder helfen das Schicksal des Theaterabends entscheiden. Auch diesmal werden Roses Schule machen. Viel herzlicher Beifall.

E.

Morgen, Donnerstag, nimmt das Deutsche Opernhaus Johann Straußens „Fledermaus", die in der vergangenen Spielzeit außergewöhnlich starken Erfolg hatte, wieder in den Spielplan auf.

*

Ernst Schütte schuf die Bühnenbilder für Heinz Hilperts Inszenierung der „Heiligen Johanna" von Shaw.

Das Kunstwerk des Monats

Als Kunstwerk des Monats stellt das Deutsche Museum die Arbeit eines oberrheinischen Bildners der Spätgotik aus, eine meisterhaft aus Lindenholz geschnitzte Figur des Sebastian.

Der Name ihres Schöpfers bleibt unbekannt, nur die Zeit ihrer Entstehung läßt sich auf ein Jahrzehnt hin genau bestimmen. Sie ist um 1490 datiert, einer Epoche also, die von des großen Bildschnitzers Nicolaus Gerhardt Einfluß noch nachzitterte und die im Westen und Süden des Reiches seinen unsterblichen Namen neben dem anderen in das Buch der Deutschen



Kunst eintrug. Es ist jene Zeit, wo die Spätgotik noch in vollem Glanze blühte, wo aber in manchem Landesgebiet bereits der dramatische Naturalismus einer neuen Welt- und Kunstauf-

So trägt auch dieser Sebastian des Oberrheins das Signum einer Zeitenwende, die Altes und Neues in sich birgt und die Auseinandersetzung der Anschauungen in sich selbst auszutragen hat.

Fast noch in der lieblichen Haltung gotischer Madonnen steht der Märtyrer am Pfahl; sein Haupt zeigt gotische Züge, ebenso wie seine Haartracht noch in streng-rhythmische Locken geordnet auf die Schultern fällt. Aber die Art, wie die Glieder höchst selbständig ihren Anteil an der Handlung des Ganzen übernehmen, wie die Hände zu greifen wissen und wie die Figur den Luftraum, in dem sie steht, mit einbezieht, zeugt von dem neuen Körper- und Raumgefühl einer anderen Zeit. Man sieht an dieser herrlichen Bildschnitzerei, wohin der Weg der Entwicklung im folgenden Jahrhundert führen wird — das Werk bildet ein Glied in der laufenden Kette, die Tradition und Eroberung von geistigem Neuland miteinander verbindet.

c.

„Mensch ohne Heimat"

Es kommt bei dieser erst kürzlich begonnenen Sendereihe, die der Deutschlandsender den Winter über durchführen will, nicht so sehr darauf an, der Oeffentlichkeit nun gleich schon Spitzenwerke des jungen dramatischen Schaffens vorzuführen, als vielmehr sie überhaupt einmal mit unseren jungen Dichtern bekannt zu machen und ihnen dadurch vielleicht den Weg zu einer bühnenmäßigen Aufführung der Werke zu ebnen. Das ungefähr betonte auch Eberhard Wolfgang Möller in seinem Schlußwort, dem die Aufführung von Proben aus Heinrich Stillings und Ch. E. Gauters dramatischer Ballade „Mensch ohne Heimat" vorausgegangen war. Im übrigen ist es ja auch noch so, daß ein funkisch wirksames Stück nicht immer auf der Bühne wirksam zu sein braucht.

Immerhin war der Eindruck, den man von den wenigen durch Texte verbundenen wohlgeformten Szenen gewann, günstig; sie waren stellenweise sogar sehr spannend und wirkten in einer sehr ordentlichen Aufführung unter der Spiel-

Die Sender bringen . . .

Heute nachmittag:

Berliner Sender

16.00: Musik am Nachmittag. 17.40: Ein Monat Sport auf Schallplatten. 18.00: Wir teilen mit . . . 18.05: Für die Frau. 18.30: Wir musizieren und singen. 19.40: Echo am Abend. 20.00: Nachrichten. 20.10: Abendlicher Rundflug um den Funkturm.

Deutschlandsender

16.00: Aus Stuttgart: Nachmittagskonzert. 18.00: Begegnung mit einem Dichter. Gespräch. 18.30: Dr. Karl Peters und die Gründung des deutschen Kolonialreiches. 18.55: Finnische Kammermusik. 19.30: Italienischer Sprachunterricht für Anfänger. 20.00: Kernspruch. 20.10: Aus Stuttgart: „Unsere Saar". 20.35: Stunde der jungen Nation. 21.00: „Die Opernprobe", Komische Oper. 22.00: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten. 22.30: Viertelstunde Funktechnik. 22.45: Deutscher Seewetterbericht. 23.00: Aus Breslau: Tanzmusik.

Und morgen:

Berliner Sender

Morgenruf. 6.00: Gymnastik. .15: Wetternachrichten. Anschließend: Nachdenkliche Minute. 6.20: Musik am Morgen. 7.00: Nachrichten. 8.00: Gymnastik. 8.20: Sendepause. 9.45: Kinder-Kunterbunt. Eine Viertelstunde für die Ganzkleinen. 10.00: Wetter- und Tagesnachrichten. 12.00: Aus Danzig: Musik am Mittag. 12.30: Wettermeldungen für den Landwirt. 13.00: Echo am Mittag. 13.15: Kammermusik und Gesang (Schallplatten). 14.00: Wetter- und Tagesnachrichten, Wasserstände. 14.15: Kleine Liebenswürdigkeiten (Schallplatten). 15.00: Börsenberichte. 15.20: Sendepause. 16.00: Aus München: Nachmittagskonzert. 17.30: Lustig und fidel (Schallplatten). 18.00: Wir teilen mit . . . 18.05: Für die Jugend. 19.30: Potsdam der Uckermark. Schwedt, die lustige Stadt an der Oder. Funkbericht. 19.00: Cellomusik. 19.40: Echo am Abend. 20.00: Nachrichten. 20.15: Unterhaltungsabend mit Tanz: Schenk ein den Wein, den holden. 22.00: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten. 22.20: Aus Leipzig: Tanz-Musik.

Deutschlandsender

16.00: Aus Breslau: Nachmittagskonzert. 17.20: Wie Roosevelt das Problem der Arbeitslosigkeit anpackt. 17.50: Eine Seefahrt, die ist lustig (Schallplatten). 18.10: Tiergeschichten. 18.20: Liedromantik. 19.00: Aus München: [illegible]

Ein Nazi fährt nach Palästina

REISEBERICHT VON LIM

Wie leben die Juden in Palästina?

Um diese Frage beantworten zu können, fährt ein Nazi mit einem jüdischen Auswanderschiff ins Gelobte Land, geht in Haifa von Bord und fährt mit seinem Wagen von dort nach Tel Aviv, der Judenstadt nach europäischem Muster. Das Leben in dieser unruhigen Stadt, in der dauernd Reibereien zwischen Arabern und Juden an der Tagesordnung sind, ist teuer. Reiche europäische Juden sind hier anzutreffen — bekannte Gesichter aus Berlin W, — neben der überwiegend armen Bevölkerung.

In Tel Mond, einer großen jüdischen Besitzung, besucht der deutsche Reisende Orangenpflanzungen. Er erzählt von den Schwierigkeiten bei der Orangenernte, zu der Schulkinder herangezogen werden müssen da Arbeitermangel herrscht und von der Baustoffknappheit, die die jüdischen Siedler zwingt, in Zelten zu wohnen. Von Tel Mond führt ihn der Weg zur großen jüdischen Gemeinschaftssiedlung Givat Brenner, einer kommunistischen Kollektivgemeinde. Das nächste Ziel ist Jerusalem, das er mit seinem Auto ansteuert.

Z

Nun sind wir schon über 800 Meter hoch gestiegen. Da tauchen hinter einer Kurve Häuser auf. Und dann ein Schild: J e r u s a l e m. Unmerklich sind wir in die Heilige Stadt hineingeglitten. Eigentlich ist das ja die Vorstadt. Ein eigenes Gefühl erfaßt den Besucher, der zum erstenmal diese Stadt betritt, die für viele Millionen Menschen der heiligste Ort der Erde ist. Die Kindheit taucht auf, der Religionsunterricht, Bilder der Heiligen Schrift.

Da wirkt diese Einfahrt ernüchternd. M o d e r n e H ä u s e r a u f b e i d e n S e i t e n. Der übliche Verkehr. In der Jaffa-Straße herrscht ein Leben, das in seiner Mischung einzigartig ist. Engländer, Araber, Juden; katholische, griechische, abessinische Mönche. Orthodoxe Juden mit den Schabbat-Pelzmützen, englische Polizisten, schottische Tommys mit ihren bunten Röckchen. Dazwischen Beduinen, Kamele, Autos, Esel, Hunde, ein tolles Gemisch. Das ist der Jerusalemer „Westen", die Neustadt vor den Toren.

Café Vienna

Wenn man den Jerusalemer „Westen" betritt, kann man zwei Lokale nicht übersehen. Das eine ist das „D e u t s c h e R e s t a u r a n t", der Treffpunkt der deutschen Kolonie, wo es bestes Münchner Bier gibt, und das andere ist das Café „V i e n n a". Auch dort wird fast nur deutsch gesprochen, a b e r m i t ö s t l i c h e m A k z e n t. E s i s t d a s „R o m a n i s c h e C a f é" v o n J e r u s a l e m. Vertraute Gesichter, bekannte Gestalten. Wiener und Budapester Zeitungen dominieren. Eine Kapelle spielt Wiener Lieder. Mehr schlecht als recht.

Wenn man die Jaffa-Straße immer weiter geht, wird der Verkehr stärker, die Straße enger. Bei der Hauptpost lenkt ein Verkehrspolizist die Autos und die Esel. Die Geschäfte haben sich gewandelt. Immer mehr „S o u v e n i r s" e r s c h e i n e n i n d e n S c h a u f e n s t e r n. Andenken aller Art werden angeboten. Aber noch bleibt der Gesamteindruck modern. Bis dann das Jaffa-Tor auftaucht, gekrönt vom Davidsturm.



Jemenitenjunge als Träger

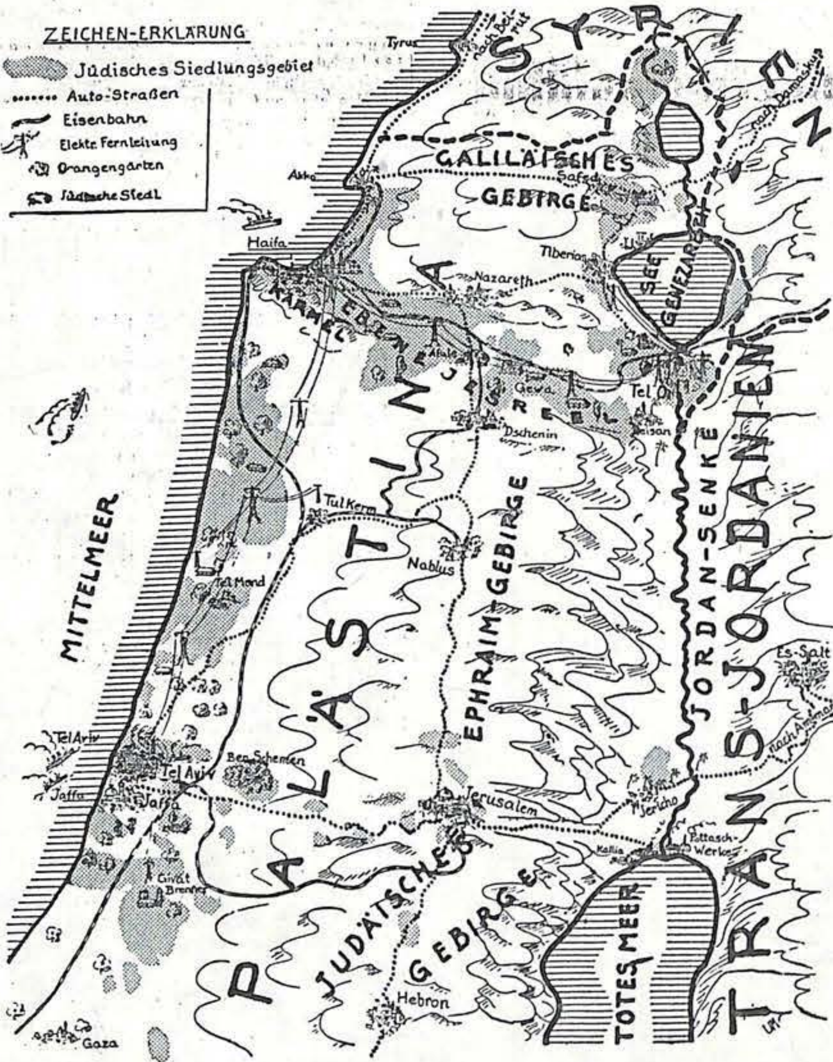
Wenn man dieses Tor durchschreitet, ist man mit zehn Schritten in die Welt eines verflossenen Jahrhunderts gekommen. Denn was wir bisher gesehen haben, war ja gar nicht Jerusalem. Es war eine neue Vorstadt. Hier, hinter dieser Mauer aus riesigen Quadern, liegt die Feste Zion, das ist die „hochgebaute Stadt". Man muß sich vorstellen, daß schon vor zweitausend und mehr Jahren in ebenso engen, winkeligen Gassen ein ähnlicher Verkehr herrschte. Noch jetzt hocken die Händler mit ihren wenig saubern Waren vor oder in den kleinen Oeffnungen, die man Geschäfte nennt. Die ganze Gasse ist kaum zwei Meter breit, oft auch noch überdacht, daher halb dunkel. Und dort drängt und stößt sich ein [illegible] beladen, werden durch dieses Gedränge geschoben. Kaum bleibt dann ein Platz zum Ausweichen.

Als wir einmal aus den Bazaren zum Damaskustor kamen, strömte aus dem Torbogen plötzlich eine ganze Herde schwarzer Schafe auf uns zu. Wie diese Schafe dann weiter durch den Suk, wie man die Bazare nennt, kommen sollten, blieb mir ein Rätsel. Es war nett von den alten Stadtvätern, daß sie wenigstens den Kamelen die Durchreise nicht gestattet haben. Sie haben nämlich durch verhältnismäßig niedrige Gittertore vor den Gassen diesen großen Tieren das Eintreten unmöglich gemacht.

Badesorgen in Jerusalem

Jerusalems schwache Seite ist der Wassermangel. In den heißen Sommermonaten wird die Versorgung oft problematisch. Darum hat jedes Haus seine eigene Z i s t e r n e a u f d e m D a c h. Die wird von Zeit zu Zeit — je nach der verfügbaren Menge — von der Stadt gefüllt. Damit die Bewohner mit dem Wasser sparsam umgehen, werden die Zisternen zu ganz unregelmäßigen Zeiten gefüllt. Keiner wird also so leichtsinnig sein und im Vertrauen auf eine baldige Füllung seinen Wasservorrat vergeuden. Solange jeder seine eigene Zisterne hat, geht das ja. Wenn aber in einem Haus mehrere Parteien wohnen, womöglich noch Untermieter, dann kann man sich wohl einen Begriff davon machen, welche Szenen sich beim Ausbleiben des Wassers [illegible] an der Mitwelt in solchen Zeiten. Wenn man ein möbliertes Zimmer sucht, wird man ängstlich gefragt, ob man auch nicht etwa verheiratet ist. D e n n F r a u e n s t e h e n i m s c h w e r s t e n V e r d a c h t d e r W a s s e r v e r s c h w e n d u n g. Es ist ja auch für den Nachbar nicht angenehm, wenn er im Vertrauen auf den noch gefüllten Wassertank sich frühmorgens zum rasieren einseift und dann zum abwaschen vergeblich am Wasserhahn dreht. Drei müde Tropfen, die noch herausfallen, sind die Tränen orientalischer Entsagung.

Aber dafür kann Jerusalem im Winter um so kälter sein. Sogar Schneefälle kommen manches Jahr vor. Die Kälte ist hier doppelt unerträglich, weil man in den Häusern nur Steinfußböden kennt. Eingebaute Oefen sind eine unbekannte Angelegenheit, höchstens kann man sich einen kleinen Petroleumofen im Zimmer aufstellen. Ein persönliches Erlebnis zeigte mir die Hinterlist solcher „Wärmespender". Wie ich eines Abends ahnungslos von einem Spaziergang ins Hotel zurückkomme, werde ich mit großer Aufregung empfangen. Mein Zimmer steht offen, dienstbare Geister laufen hinein und hinaus. Das Innere kann ich kaum wiedererkennen. Alle Fenster sind offen, das Bett abgedeckt, die Vorhänge entfernt und — das schlimmste — das ganze Zimmer samt allen meinen Sachen ist von einer gleichmäßigen schwarzen Rußschicht bedeckt. Schwärzlich grinst mich der Mantel an, schwärzlich die Koffer, die [illegible]



Karte von Palästina mit den jüdischen Siedlungsgebieten

einem solchen Petroleumofen gerade einfällt, beginnt er bei starker Flamme so ganz heimlich nach und nach immer stärker zu rußen. Wenn man ihn dann einige Zeit ohne Aufsicht läßt, ist er imstande, ein ganzes Zimmer einzuräuchern. Hausfrauen, die länger hierzulande hausen, kennen diese Ueberraschung aus ihren Küchen, denn auch dort kocht man nur auf Petroleumkochern. Ich mußte mich jedenfalls umquartieren lassen. Einen gangen Tag lang schwamm das Zimmer, dann mußten auch noch die Wände geweißt werden. Noch nach Wochen roch mein Mantel nach Ruß.

Tommies an der Klagemauer

Der Weg führt durch das Jaffator, dessen wuchtige Holztore noch der türkische Halbmond ziert. Rechts liegt die mächtige Zitadelle, beherrscht vom Davidsturm. Jerusalem war wie Rom auf mehrere Hügel gebaut. So kommt es, daß die engen Gäßchen mit ihren durch die Jahrhunderte glattgetretenen Steinen bergab und bergauf führen. Alle paar Meter unterbricht eine niedrige Stufe den Weg. E s s i n d s c h m a l e, ü b e l r i e c h e n d e S c h l u c h t e n.

Der Hauptweg führt zum Felsendom der Omar-Moschee. Sie steht auf dem altjüdischen Tempelplatz, auf dem sich einst das Wunderwerk des Salomonischen Tempels erhob. Titus, der spätere römische Kaiser, hat nach langer Belagerung Jerusalem und den Tempel dem Erdboden gleichgemacht. Aber so mächtig war der Bau gefügt, daß trotz der gründlichsten Zerstörung heute noch ein Teil der alten Mauer des Tempelplatzes steht. E s i s t d i e K l a g e m a u e r d e r J u d e n, d e r l e t z t e R e s t i h r e s H e i l i g t u m s, d e s s e n B o d e n s i e n i c h t e i n m a l b e t r e t e n d ü r f e n. Die Mauer liegt mitten im mohammedanischen Viertel. Die Juden müssen also zu ihrem Gebetplatz durch die engen Gassen dieses Viertels gehen. Es ist eine der beliebtesten Gegenden für die Bettler. Hohläugige, zerlumpte Gestalten hocken am Weg, in den niedrigen Höhlen, die wohl Haustore darstellen sollen. Wenn sie ihre verdreckten Gestalten auf die Fremden zuschieben, genügen ihrer zwei, um die Gasse zu versperren. Man kann nicht an ihnen vorbei, ohne sie zu berühren. Darauf spekulieren sie bei ihrer Zudringlichkeit. M a n w i r f t i h n e n e i n G e l d s t ü c k z u, n u r u m s i e s i c h v o m L e i b e z u h a l t e n.



Primus-Petroleumkocher — er fehlt in keinem Palästina-Haushalt

Endlich taucht wie eine Rettung ein kleines Wachhaus auf. Ein englischer Polizist steht davor. Man sieht, er hat ein Telephon zur Hand. Für den Fall, daß ... D e n n h i e r l i e g t e i n e d e r Z ü n d k a p s e l n d e s j ü d i s c h - a r a b i s c h e n K o n f l i k t s t o f f e s. Der Tempel war einst d a s Heiligtum der Juden, ist es heute noch. Aber die Moslems, die jetzt ihre Moschee dort stehen haben, lassen keinen Juden auch nur den Tempelplatz betreten. Christen dürfen es — gegen gutes Eintrittsgeld — a b e r n i e e i n J u d e. Deshalb beten und klagen die Juden an der Außenseite ihres größten Heiligtums. Sie lehnen und hocken an den riesigen, moosbewachsenen Quadern. Sie murmeln Gebete, brechen dabei in gepreßte Schreie aus.

F o r t s e t z u n g f o l g t

Der Leiter der Kvuzá zeigt uns die Wohnräume. Draußen im Rund stehen große Wohnzelte, dort hausen die Neuen. Dann gibt es Holzbaracken, meist für die Junggesellen. Und endlich auch schon kleine Steinhäuser. In ihnen wohnen meist mehrere Ehepaare. Die Kinder sind Tag und Nacht im Kinderhaus untergebracht, wo sie von Pflegerinnen betreut werden. Das ist hier auch nötig, denn in diesen Gemeinschaftssiedlungen müssen Männer und Frauen gleichermaßen ihren Arbeitsplatz ausfüllen.

Ein kommunistisches Experiment

„Wir hatten es schwerer, als die meisten andern", erzählt unser Führer. „Wir haben uns ohne Unterstützung, eigentlich gegen den Willen unserer nationalen Siedlungsgesellschaft, dem KKL, hier angesiedelt. Man wollte damals keine neuen Siedlungen anlegen, ehe die alten, bestehenden lebensfähig geworden waren."

Und dann erzählt er uns von dem Häuflein entschlossener Chawerim, die, als ihnen kein Boden und keine Mittel zum Siedeln bewilligt wurden, sich einfach, ohne zu fragen, auf diesem zwar schon vom Nationalfonds erworbenen, aber noch zurückgestellten Boden niederließen. Sie bauten sich Zelte und rückten dem Brachland zu Leibe. Sie schlossen sich zu einer Kollektivgemeinde zusammen. Wer mehr hatte, gab ab, der Aermere erhielt es. Sie teilten sich in die Arbeit. Burschen und Mädchen gingen zu den Pflanzern der Umgebung als Lohnarbeiter. Ihren Verdienst lieferten sie restlos in der Gemeinschaft ab. In der freien Zeit arbeiteten sie auf ihrem eigenen Land, säten, ernteten, verkauften. Dann langte es schon zum Ankauf eines Esels, der das Wasser eine Stunde weit herholen mußte. Das war der Esel „Isidor", der heute noch seine Pflicht tut.

Inzwischen hatte auch der KKL ein Einsehen. Er genehmigte die Siedlung und gab der Kvuzá fast tausend Morgen Land in Erbpacht. Jetzt konnten sie das feste Kinderhaus bauen, auch ein Pumpwerk für die Gemüsegärten und Orangenkulturen. „Wir sind aber unsern Arbeitsmethoden treu geblieben," fuhr der Führer fort. „Haben Sie in Rechoboth das große Speisehaus gesehen?" Richtig, dort hatten wir ja Station gemacht. „Das wird von unsern Frauen betrieben. Dort erhalten unsere Mitglieder, die gerade in Lohnarbeit bei den Pflanzern stehen, ihre Mahlzeiten. Aber auch viele andere kommen. So ist auch diese Einrichtung für unsere Kvuzá eine Einnahmequelle."

Abendbesuch beim Kinde

Wir kommen zu den Werkstätten. Tischler und Schlosser arbeiten hier. Was die Kolonie braucht, wird hier selbst hergestellt. Darüber hinaus nimmt man noch Aufträge von auswärts gegen Bezahlung an.

Inzwischen ist es Feierabend geworden. Die Chawerim — die Genossen — kommen von der Feldarbeit nach Hause. Das ist auch die Zeit, in der die Eltern ihre Kinder im Kinderhaus besuchen und den Abend mit ihnen verbringen. Die andern setzen sich ins Kollektivhaus, essen, debattieren, lesen, musizieren, je nach Gefallen. Man lädt uns ein, mitzuessen. Es ist ein einfaches Mahl, das der eigene Boden hergibt. Gekauft wird möglichst wenig.

An der Rückseite des Saales sitzen zwei junge Juden. Ihre Gesichter zeigen noch die Blässe der nordischen Stadt. Unter den braungebrannten Gestalten der andern fallen sie sofort auf. „Ja," sagt unser Führer, „das sind zwei Deutsche. Sie sind erst vor zwei Wochen zu uns gekommen. Es fällt ihnen nicht leicht, sich einzugewöhnen. Aber sie werden es schon schaffen."

Die hochgebaute Stadt

Als hellgraues Band schlängelt sich die Straße nach Jerusalem durch das flache Land. Die Zone der Orangen haben wir hinter uns. Die Felder der Fellachen sind längst abgeerntet. Jetzt liegen sie braun und ausgedörrt in der Sonne. Man zweifelt oft, ob man es mit einem Feld oder mit einer Steinhalde zu tun hat. Der Fellache macht sich nicht die Mühe, die vielen Steine von seinem Acker zu entfernen. Er glaubt, daß das Getreide so besser wächst. Jetzt trifft man nur Schaf- und Ziegenherden draußen an.

Vor uns erheben sich die Berge. Gleichmäßig braun-grau erscheinen sie. Das spärliche Grün der Olivenbäume, die manchmal auf Terrassen angepflanzt sind, belebt kaum die Fläche, denn es ist ein staubiges graugrün. Jetzt sind wir am Gebirge angelangt und sofort steigt die Straße stark an. Am Ausgang eines Tales, in dem sie verschwindet, liegt eine Karawanserei aus früherer Zeit. Statt Kamele zu tränken, können jetzt dort Autos tanken. Genug von ihnen beleben die Straße. Autobusse, Lastwagen, Personenwagen. An der Straße stehen, sorgfältig durch ein Drahtgitter geschützt, junge Bäume. Auch an manchen Hängen sieht man die Ansätze einer Aufforstung. Es ist ein mühseliger Kampf gegen die Verkarstung.

Die Straße hat manchmal tolle Kurven. Mehrfache Haarnadelschleifen sind nicht selten. Bei Abu Gosch steht am Berg eine riesige Marienstatue. Dort liegt ein Trappistenkloster. Gegenüber kleben die weißen Steinwürfel eines arabischen Dorfes an der Bergwand. Von Fenstern ist

Abenteuerlicher Roman von Wilhelm Schelder

Jagd nach dem Bildnis der Kaiserin Poppäa



22. Fortsetzung

Aber sie lacht nur, sie ist in ausgezeichneter, fast übermütiger Stimmung.

„Ich will den See von oben sehen, Herr Wank. Auch das Schloß, die Alm und die Badeanstalt. Wenn zwei Menschen sich entscheidende Dinge zu sagen haben, so sollen sie immer auf Berge steigen, das gibt Uebersicht und das richtige Verhältnis. Außerdem ist es gut, die lockende Tiefe unter sich zu haben. Meinen Sie nicht auch?"

Sie bleibt stehen, mitten auf dem Weg.

In ihren Augen ist ein glimmernder, seltsamer Glanz. Sie ist ein schöner, junger, gesunder, strahlender Mensch. Sie stützt sich auf einen derben Bergstock, den sie sich ausgeliehen hat. Hinter ihr ragt der Hochwald. Durch die Stämme sickert das warme Goldlicht des Nachmittags.

Michael durchrinnt ein Schauer. Er fühlt, wieviel Macht sie schon über ihn gewonnen hat. Und das, was sie sagt, verwirrt ihn.

Aber noch ist er gesonnen, sich heftig zur Wehr zu setzen.

„Was reden Sie da von lockender Tiefe und entscheidenden Dingen", entgegnet er barsch, „ich sehe nichts von alledem".

Sie ist ihm darob nicht böse. „Sie werden es noch erkennen", antwortet sie in ihrem Uebermut, „es wird Ihnen noch klar werden, wenn wir oben sind".

Ihr Ziel ist die Lolmwiese, gleich oberhalb der steilen Lolmwand. Karin hat diese Almweide vom See aus gesehen, als sie mit Anna zurückschwamm. Und Anna hat ihr gesagt, daß es eine verwunschene Wiese sei, mit Berggeistern und Waldnymphen; jedenfalls erzähle man es sich so in der ganzen Gegend. Wenn ein Bauernmädel einen Burschen für sich gewinnen wolle, dann locke sie ihn auf die Lolm hinauf.

Sie steigen und steigen. Karin ist immer einige Schritte vorauf. Sie ist so leicht, sie schwebt über den steilen Weg.

Endlich bleibt sie wieder stehen und läßt ihn herankommen. „Hören Sie was?"

Nein, er hört nichts.

„Man kann manchmal auch die Stille hören", sagt sie und steigt wieder vor ihm her.

Angst

Nach einer halben Stunde erreichen sie die Lolm. Es ist eine schräg ansteigende, saftig-grüne Bergweide. Von hier aus hat man einen vollkommenen Rundblick über den See. Am Rande der Lolm fällt der Fels jäh und steil in den Abgrund.

Der See ist ein schimmernd-grünes Wesen, langgestreckt, mit vielen Buchten. Das gelbe Schlössel blickt herauf, nur von der „Alm" ist nichts zu sehen, das große Bauernhaus liegt unter Bäumen vergraben.

Sie steigen weiter die Bergwiese empor. Oben springt silbern eine Quelle aus dem Fels.

„Wollen Sie trinken, Herr Wank? Ein Zufall: ich habe einen zusammenlegbaren Becher in meiner Handtasche".

Sie holt ihn hervor. Als sie die Quelle erreichen, reinigt sie den Becher und füllt ihn bis zum Rand.

„Bitte, bedienen Sie sich!"

Er weigert sich. Er ist sehr durstig, aber er nimmt den Becher nicht in die Hand.

Ihm ist plötzlich die Geschichte eingefallen, die sich die Bauern dieser Gegend erzählen: ein unbekanntes Mädchen hatte einem Holzfäller an der Lolmquelle einen Trunk kredenzt. Später war der Mann nicht mehr gesehen worden. Es hieß, die Waldnixe habe ihn in die Tiefe des Berges hineingezogen.

Aber deshalb weigert er sich wohl eigentlich nicht, ihm ist noch etwas anderes eingefallen.

„Sie wollen nicht?"

„Nein."

Und schon bückt er sich, schon wäscht er seine Hände in dem eiskalten Wasser und trinkt es aus der Hand.

Als er wieder hochkommt, entdeckt er eine steile Falte auf der Stirn. Der Zorn hat sie übermannt.

„Was soll das?" fragt sie scharf, „warum trinken Sie nicht aus meinem Becher?"

„Seit einem Jahr bin ich vorsichtig geworden."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Oh, Sie verstehen mich schon."

Sie erbleicht, preßt die Lippen aufeinander.

Dann: „Das ist eine Unverschämtheit, Herr Wank! Jetzt habe ich genug davon."

Ihr Zorn ist nicht gespielt, das sieht er allzu deutlich. Es beeindruckt ihn tief. Und zum ersten Male zweifelt er an allem.

Doch schon in der nächsten Sekunde ärgert er sich über sein Zusammenknicken. Sie ist ja doch eine Diebin, sie spielt ja trotzdem Komödie, sie spielt nur allzu gut. Er darf einfach nicht daran zweifeln, daß sie ihm damals ein Schlafpulver ins Glas gab, er darf es nicht. . .

„Sie schaffen es nicht," antwortet er, „mich wankend zu machen. Weder durch Ihre forcierte Heiterkeit, nur durch Ironie, auch nicht durch Ihren Zorn. Ich durchschaue Sie immer."

Da sinkt ihr Zorn genau so schnell zusammen, wie er über sie gekommen ist. Sie lächelt schon wieder.

„Sie sind ein Narr, Herr Wank, ein in seine Idee verbissener Narr. Es ist zwecklos, Ihnen böse zu sein."

Sie zieht ihre Leinenjacke aus und setzt sich darauf ins Gras. „So, jetzt möchte ich ruhig mit Ihnen plaudern. Wollen Sie sich nicht gleichfalls setzen? Es ist so gemütlich."

Diese Bitte kann er ihr unmöglich abschlagen, und so wirft er sich neben ihr ins Gras. Die Quelle rauscht durch die Stille.

Nur nicht verlocken lassen!

Karin blickt in die Runde und ihre Augen bekommen einen zärtlichen Glanz. Michael stützt sich auf seinen Arm, er muß immer wieder zu ihr hinübersehen, obwohl er es nicht will. Sie ist so schön und sie lockt. Alles lockt an ihr: das liebliche und doch kühne Profil, die herrlichen Hände, ihr biegsamer, schlanker Körper, ihre gebräunte Haut — unmöglich kann er sich alldem entziehen. Er begehrt sie heimlich in der tiefsten Tiefe seiner Seele; genau so, wie er sie damals an jenem Abend begehrte, obwohl es ihm auch schon damals klar gewesen, daß sie eine Diebin war . . .

Von neuem setzt er sich zur Wehr. Sie darf ihn nicht verlocken, sie darf ihn nicht verwirren! Es ist nötig, sie aufs äußerste zu demütigen, ihr das Geheimnis zu entreißen, sie zu zwingen, ihm zu sagen, welchen Weg die Gemme gewandert ist. Vielleicht muß er sie sogar den Behörden übergeben. Nur nicht schwach werden vor dieser Frau . . .

Karin trennt sich von dem Bild der tief unter ihr liegenden Landschaft. Und plötzlich stellt sie Wank eine überraschende Frage.

„Sagen Sie: was ist es mit der Hartinger?"

„Wie meinen Sie das?"

„Ich meine, ob Sie mit ihr befreundet sind, eng befreundet."

„Ich war es einmal," antwortet er mürrisch.

„So habe ich es mir gedacht. Wie lange ist es aus?"

„Seit vielen Jahren."

„Und trotzdem kommen Sie immer noch mit ihr zusammen?"

„Es ist unsre Gewohnheit. Wir haben uns immer noch gern. Uebrigens geht es Sie nichts an. Warum fragen Sie?"

„Sie sind unmöglich, lieber Wank. Ist es nicht schlimm für Anna, daß Sie immer wieder mit ihr zusammentreffen? Sie sollten es lassen."

„Nein, sie ist ein sehr starker Mensch. Sie kennen sie nicht."

„Oh doch, ich habe es sofort erkannt. Aber trotzdem ist es schlimm für sie. Starke Menschen leiden unter solchen Dingen fast noch mehr als die schwachen."

„Sie will es aber so. Es würde sie unglücklicher machen, wenn sie mich nicht sehen würde."

Fortsetzung folgt



Die Sender bringen . . .

Heute nachmittag:

Berliner Sender

16.00: Zur Unterhaltung. 18.00: Wir teilen mit . . . 18.05: Für die Jugend. 18.25: Erfülltes Leben. Zum 87. Geburtstag Paul von Hindenburgs. 18.45: Robert Schumann. Konzert. 19.25: Jagdgeschichten aus der Schorfheide. 19.40: Echo am Abend. 20.00: Nachrichten. 20.10: Unsere Mozartsendung. 21.10: Der Pfarrherr von Cleversulzbach. Mörike-Gedenkstunde. 22.00: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten. 22.20: Deutsche Opernromantik (Schallplatten).

Deutschlandsender

16.00: Aus München: Vesperkonzert. 17.30: Jugendsportstunde. 17.50: Die Kunstfaser als Helferin im Kampf um die Rohstoffversorgung. 18.10: Beethoven: Waldsteinsonate. 18.35: Politische Zeitungsschau des Drahtlosen Dienstes. 18.55: Das Gedicht. 19.00: Deutscher Kalender: Oktober. 20.00: Kernspruch. 20.10: Aus Hamburg: Orchesterkonzert. 21.20: Film bei der Arbeit. 22.00: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten. 22.30: Wir und die Sterne. 22.45: Deutscher Seewetterbericht. 23.00: Aus Bremen: Blumengeflüster. Konzert.

Und morgen:

Berliner Sender

Morgenruf. 6.00: Gymnastik. 6.15: Wetternachrichten. Anschl. Nachdenkliche Minute. 6.20: Aus Danzig: Musik am Morgen. 7.00: Nachrichten. 8.00: Gymnastik. 8.20: Körperpflege. 8.35: Sendepause. 10.00: Wetter- und Tagesnachrichten. 12.00: Musik am Mittag. 11.30: Wettermeldungen für den Landwirt. 13.00: Echo am Mittag. 13.15: Neuerscheinungen (Schallplatten). 14.00: Wetter- und Tagesnachrichten. Wasserstände. 14.15: Neuerscheinungen (Schallplatten). 15.00: Börsenberichte. 15.20: Sendepause. 16.00: Musik am Nachmittag. 17.40: Ein Monat Sport auf Schallplatten. 18.00: Wir teilen mit . . . 18.05: Für die Frau. 18.30: Wir musizieren und singen. 19.40: Echo am Abend. 20.00: Nachrichten. 20.10: Abendlicher Rundflug um den Funkturm. 20.35: Vom Deutschlandsender: Stunde der jungen Nation. 21.00: Konzert. 22.00: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten. 22.30: Aus Frankfurt: Tanzmusik.

Deutschlandsender

16.00: Aus Stuttgart: Nachmittagskonzert. 18.00: Begegnung mit einem Dichter. Gespräch. 18.30: Dr. Karl Peters und die Gründung des deutschen Kolonialreiches. 18.55: Finnische Kammermusik. 19.30: Italienischer Sprachunterricht für Anfänger. 20.00: Kernspruch. 20.10: Aus

Ein Nazi fährt nach Palästina

REISEBERICHT VON LIM

Mit dem „Rasenden Moses", einem alten italienischen Dampfer, der alljährlich eine große Anzahl jüdischer Auswanderer nach Palästina bringt, reist auch ein Nazi ins Gelobte Land, um dort die Juden unter sich kennenzulernen. In Haifa läßt er sich mit seinem Wagen ans Land setzen und fährt von dort nach Tel Aviv. In dieser teuersten und unruhigsten aller Städte Palästinas erlebt er am Purimfest, dem Tage des Karnevals, einen Umzug, dessen strenge Symbolik das Thema des Judentums in aller Welt ist. Karikaturen einzelner Staaten in ihrer Stellung zur Judenfrage ziehen vorüber.

Ein wesentlicher Ausfuhrartikel Palästinas bildet die Orange. Der deutsche Reisende sucht die Pflanzungen auf, die zu zwei Drittel in jüdischen Händen liegen. Er lernt in der Siedlung Tel Mo:.d, einem Riesenbesitz des verstorbenen Juden Lord Melchet, alias Mond, modernste europäische Bauten und Kinderheime kennen.

6

Nun wird sich wohl selbst der begeistertste Orangenanhänger fragen müssen, wo denn all; diese Orangen — es werden dann fast drei Milliarden Stück sein — verkauft werden sollen. Ein Teil wandert schon jetzt in die Obstverwertungsfabriken, wo Marmeladen, Fruchtsäfte und ähnliches erzeugt wird.

Los von der Monokultur!

Man sucht zwei Wege zur Abhilfe. Einmal soll kein Pflanzer nur Orangen züchten, sondern auch anderes Obst, Gemüse und Futtermittel, um Krisen überstehen zu können. Zum zweiten hat man in den beiden landwirtschaftlichen Versuchsanstalten von Rechoboth und Mikweh Israel mit Erfolg versucht, früh reifende Früchte zu ziehen. Man würde dadurch einen früheren Erntebeginn erreichen und vor der Korkurr nz am europäischen Mark/ erscheinen.

Zur Erntezeit herrscht stets Arbeitermangel. Die Erntearbeit ist natürlich schlechter bezahlt als die Arbeit in der Stad.. Bei der letzten Ernte mußten ganze Schul n aus Haifa und Tel Aviv zu den Erntearbeiten herangezogen wer en. Dazu kam in diesem Jahr ein zweites Hin ernis: der Hafen von Jaffa, der den Großteil des Orangenexportes übernimmt, wa: in diesem Jahre zur Versandzeit nicht zu benützen. Wochenlang tobte draußen der Sturm. Kein Schiff konnte Waren übernehnen. Alles mußte mit der eingleisigen Bahn od r mit Autos nach Haifa geschafft werden. Natü:lich war man auch dort bald rettungslos verstopft. Alle Verkehrsmittel waren überladen. Kein Schiff war mehr für Fracht zu haben.

Da die Zementwerke bei Haifa den Bedarf des Landes an Bauzement nicht im entferntesten selbst decken können, ist man au/ starken Import angewiesen. Durch die Schwierigkeiten im Hafen von Jaffa wurde auch der Zement im Lande knapp. Die Bauarbeiten begannen zu stocken. Hätte sich nicht endlich der gute Neptun die Sache überlegt und schön Wetter geboten, es wäre fast zu einer Krise gekommen.



Halb Haus, halb Zelt — so fängt der Siedler an

Drei Sonntage

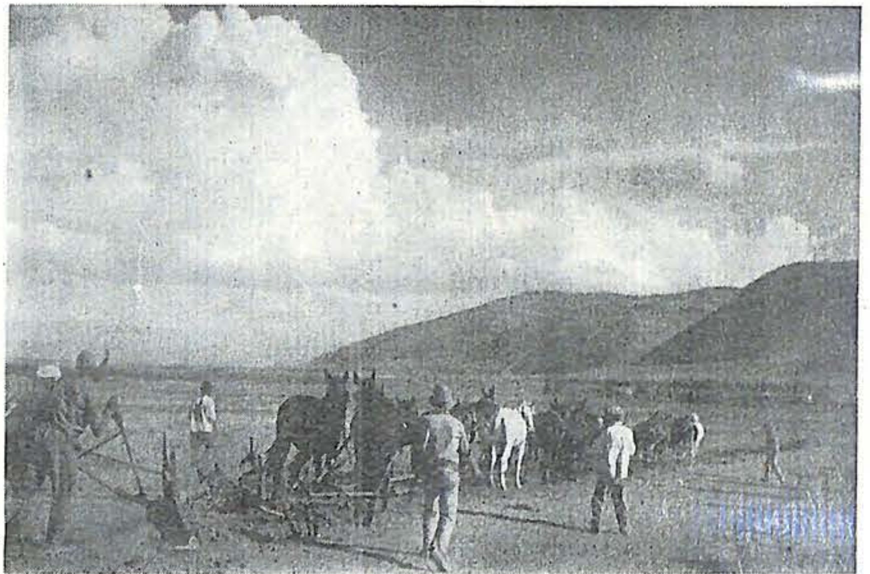
Es ist noch zeitig am Morgen, als wir Jaffa verlassen und über die King George-Avenue auf die Straße nach Jerusalem kommen. Es ist Freitag, der mohammedanische Feiertag. Feierndes Palästina, es hat in der Woche drei Feiertage. Am Freitag ruhen die Moslems, am Samstag die Juden und am Sonntag die Christen. So sind zum Beispiel drei Tage hintereinander die verschiedenen Geschäfte je nach der Religion des Inhabers verschieden geschlossen.

Jaffa ist fast rein arabisch. Heute feiern die Araber. Sie sitzen vor ihren Cafés, schlürfen von Zeit zu Zeit an ihrer winzigen Kaffeeschale. Dazu rauchen sie ihre Nargileh, ihre Wasserpfeife, die zwar der Wirt stellt, zu der aber jeder sein eigenes Mundstück mitbringt.

An der Kreuzung steht ein Verkehrsturm. Ein schwarzer Polizist regelt den Verkehr. Dann kommt die freie Straße. Sie ist ausgezeichnet, könnte mancher europäischen als Vorbild dienen. Orangenpflanzungen rechts und links. In Ramath Gan entstehen neue Fabriken, eine große Seidenweberei hat gerade ihren Betrieb eröffnet. Die Fruchtsaftfabrik „Assis", die größte Palästinas, rüstet schon zur Saison. Die ersten Araberdörfer tauchen auf. Braches Land liegt auf beiden Seiten, dann kommen wieder Bäume. Es ist der alte Ort Ramleh. Hier liegt auch der größte englische Militärflughafen des Landes. Mit der Royal Air Force, der Königlichen Luft-Truppe, beherrscht England in Wahrheit seine Kolonien. Ihre Flugplätze liegen abseits, irgendwo. England zeigt seine militärischen Kräfte den beherrschten Völkern nur höchst ungern. Ein uniformierter Soldat ist in den Straßen Palästinas eine Seltenheit.



In kurzen Hosen arbeiten jüdische Jungsiedlerinnen



Jüdische Pflüger in der Ebene Jesreel

Ein Kinderheim

Hinter Ramleh biegen wir von der Straße ab und wenden uns nach links, wo hinter grünen Bäumen, inmitten der Felder der Fellachen die jüdische Kinderkolonie Ben Schemen liegt. Wir biegen in den Wald ein. Er ist hier allein schon ein Schatz. In seiner Mitte liegt das Hauptgebäude des Kinderheims, rechts und links versteckt unter Bäumen die kleinen Wohnhäuser der Kindergruppen. Mehrere hundert jüdische Kinder aus allen Gegenden der alten Welt, aus Polen so gut wie aus dem Jemen, aus Rußland und aus Spanien, leben hier, werden hier zur Arbeit auf dem Lande erzogen. Das Problem der Kindererziehung ist eine der revolutionärsten Fragen im zionistischen Palästina. Man läßt den Kindern die denkbar größte Freiheit. Sie leiten sich fast ausschließlich selbst, haben ihr eigenes Kindergericht, das die Strafen festsetzt.

Die Jüngsten mögen wohl sechs Jahre alt sein, die ältesten sechzehn bis siebzehn. Sie leben in kleinen Gemeinschaften von 10 bis 20 Kindern in den kleinen Häuschen. Da das Kinderheim überfüllt ist, sind die ältesten in Wohnzelten untergebracht. Hier wird nur hebräisch gesprochen, hebräisch gelehrt. Die Kinder haben ihre Gärten, ihre Geflügelzucht, sogar ihre eigene Molkerei. Die älteren Mädchen waschen und stopfen die Wäsche, die älteren Burschen arbeiten auf dem Felde, in der Schlosserei oder in der Tischlerei. Zwischendurch wird der theoretische Unterricht erteilt. Oft im Freien; aber selbst in den Schulräumen sitzen alle zwanglos um ihren Lehrer. Ihr Stolz ist ein großes, Palmen umstandenes Schwimmbassin. Ein Schwimmbassin hier inmitten der großen Wasserarmut des Landes. Das ist schon etwas Besonderes. Die Kinder sind selbständig. Das ist nicht nur hier in Ben Schemen so, es ist überall in den jüdischen Kolonien. Diese Kinder sind schon so selbständig, daß sie sich bald klüger dünken als die Erwachsenen.

Vertragen sich die Hähne besser?

Abseits vom Weg, inmitten des reichen Küstenlandes, liegt eine große jüdische Gemeinschaftssiedlung: Givat Brenner. Der letzte Teil des Weges, der zu ihr hinführt, ist nur noch eine furchige Sandfläche, durch die sich der Wagen durchquälen muß. Zu beiden Seiten des Weges liegen ganz junge Orangengärten. Eine Anhöhe wird von weißen Steinhäusern überragt. Glatte, würfelförmige Bauten sind es. Das größte ist das Kinderhaus. Im weiten Umkreis stehen kleine Häuser, teils noch aus Holz, oft primitiv. Als wir auf dem weiten Platz vor dem Kinderhaus halten, tritt der Führer der Kvuzá auf uns zu: „Schalom!" Er fragt uns auf hebräisch, geht aber gleich auf deutsch über. Ob wir die Siedlung sehen dürfen. „Sicher," er lächelt, „Sie sind ja nicht die ersten heute!" Richtig, die „Touristen"! Das sind die vorsichtigen Einwanderer, die sich erst überzeugen wollen, ob sie es wirklich hier in Palästina aushalten können. Man hat nicht den Eindruck, daß sie hier auf den Siedlungen mit besonderer Liebe empfangen werden. Sie halten nur die Leute von der Arbeit ab, fragen viel und reichlich viel Unsinn. Da höre ich zum Beispiel selbst, wie ein eleganter Herr aus Prag bei der Besichtigung der Hühnerfarm den Führer fragt:

„Vertragen sich die Hähne hier in Palästina besser?" Der Führer grinst: „Hahn bleibt Hahn."

Der Boden ist lehmig, rötlich gefärbt. Da er dauernd unter Wasser gesetzt wird, klebt er in riesigen Klumpen an den Schuhen. Es ist für uns Nordländer etwas ganz Ungewohntes, so eine noch grüne Frucht vom Strauch zu pflücken und dann festzustellen, daß sie doch schon ganz angenehm schmeckt. Zu jedem Orangengarten, den man hier „Pardeß“ nennt, gehört ein Sortier- und Packraum. Da stehen schon ganz moderne Maschinen. Die Früchte rollen an Löchern vorbei, und jede findet eine Oeffnung, die gerade für sie paßt und sie nach der Größe sortiert. Frauenhände drücken ihr einen Stempel auf, wickeln sie in Seidenpapier und schichten sie in Holzkisten auf, fertig zum Versand über Meer.

Da steht auch der Pächter selbst, leitet die Arbeit und findet noch Zeit, beim Verschließen der Kisten mitzuhelfen. Er bearbeitet mit seiner Familie ungefähr zehn Morgen Orangenkulturen. Ueberdies arbeitet er noch auf der Besitzung des Lord Melchet. Um den Verkauf seiner Orangen braucht er sich so wenig zu kümmern wie um die richtige Verpackung und ähnliche Fragen. Gemeinnützige Verkaufsorganisationen tätigen die Abschlüsse, übernehmen den Transport, ja, sie liefern ihren Mitgliedern sogar das Verpackungsmaterial, das Holz für die Kisten. Palästina muß fast seinen gesamten Holzbedarf einführen. Der Großteil wird für Orangenkisten verwendet. Deshalb läßt man sich auch die Latten der Kisten wieder zurückschicken.

Orangen sind der Hauptausfuhrartikel des Landes.



Jüdin bei der Zitronenernte

Der Pflanzer führt uns durch seinen Pardeß. Da ist zuerst ein Beet mit ein- und zweijährigen Schößlingen. Sie sind kaum einen halben Meter hoch. In diesem Alter werden sie umgepflanzt. Dann muß man noch vier bis fünf Jahre warten, ehe der Strauch trägt. Seine volle Ertragsleistung erhält ein Pardeß erst nach zehn bis zwölf Jahren. Früher hat man hier meistens Wein gebaut. Aber seit man in Europa immer mehr Apfelsinen kauft, macht man auch in Palästina das große Wettrennen um die Orangenmärkte mit. Italien und Spanien sind die großen Konkurrenten.

Orangensorgen

Diese wunderbare Frucht verlangt Pflege. Das sind richtige Kulturen, die hier in der Küstenebene entstehen. Die Orange ist wählerisch. Sie ist keineswegs mit jedem Boden zufrieden. Nur der beste Boden, ein Sand- und Lehmgemisch, bringt vollwertige Früchte. Die Araber hatten das früher kaum ausgenützt, erst als sie die Erfolge der Juden sahen, verbesserten sie ihre Anlagen. Da die englische Mandatsverwaltung nur für vollwertige, standardisierte Früchte die Gemeinschaftspropaganda übernimmt, die großen Verkaufsorganisationen auf Qualität achten, mußten auch die Araber ihre Plantagen kultivieren. Sie verkauften oft einen Teil ihres Besitzes an die Juden, die gute Preise zahlen, und verbesserten mit dem Geld ihre verbliebene Anlagen so, daß sie heute starke Konkurrenten der Juden sind. Zwei Drittel der Plantagen ist in jüdischen Händen. Aber der Araber kann billiger wirtschaften. Er arbeitet mit seiner ganzen Familie, meist einer Unzahl Kinder. Muß er Hilfsarbeiter nehmen, so zahlt er seinen Landsleuten nur einen Bruchteil dessen, was ein Jude seinen jüdischen organisierten Arbeitern zahlen muß. Früher haben auch die Juden gern arabische Hilfskräfte genommen. Aber die zionistischen Organisationen, „Legion der Arbeit“, erzwingen immer häufiger die Einstellung jüdischer Arbeiter.

Man hat in diesem Jahre schon sechsmal mehr Orangen exportiert als vor zehn Jahren. Gut fünf Millionen Kisten, das sind siebenhundert Millionen Früchte, fanden in diesem Jahre ihren Absatz in Europa. Man hat aber in den letzten Jahren immer neue Plantagen angelegt. Wenn sie voll tragen werden, wird sich der Export auf 20 Millionen Kisten im Jahr steigern müssen.

Fortsetzung folgt



Abenteuerlicher Roman von Wilhelm Scheider

Jagd nach dem Bildnis der Kaiserin Poppäa

21. Fortsetzung

„Ja, in der Novelle nicht. Aber in Wirklichkeit kam es anders. Dieser Tag wurde der seltsamste der ganzen Reise. Wir badeten im Meer, er war ausgelassen und lustig, genau so wie an den Tagen in Mecklenburg. Wir lagen im warmen Sand — und hier . . .“

„Da hat er Sie geküßt?“

„Ja, aber nur ein einziges Mal. Ich habe ihn so lieb gehabt.“

Sie beugte den Kopf und der Baron streicht ihr übers Haar.

Helga Quintor — bestohlen

„Früh am Abend legten wir uns schlafen. Ich schlief traumlos die ganze Nacht. Aber am nächsten Morgen sah ich, daß er fort war. Er mußte in der Nacht wieder den Wagen verlassen haben. Und sofort wußte ich: in dieser Nacht war etwas geschehen, etwas, das nicht wieder gut zu machen war. Ich wartete, ich fieberte. Um Mittag war er immer noch nicht zurück. Am Nachmittag ging ich nach Klampenborg hinein. Und dort kaufte ich mir eine Abendzeitung. Ich rechnete damit, von seiner Verhaftung zu erfahren. Mühsam arbeitete ich mich durch die Zeitung, ich suchte seinen Namen, fand ihn aber nicht. Plötzlich stieß ich auf ein Bild. Es war die schlechte Reproduktion eines Photos. Aber sofort erkannte ich — die Frau. Es war die Dame, die ich damals während der Ueberfahrt auf dem Trajektschiff gesehen hatte. Ihr Name stand darunter: Helga Quintor. Und noch etwas, aber ich konnte sehr wenig dänisch, es war mir nicht möglich, es zu übersetzen. Schließlich fand ich auch einen kleinen Artikel, in dem ihr Name genannt wurde. — Nun, ich lief zu unserm Wagen zurück. Hörby war immer noch nicht da. Schließlich, als es dunkel wurde, legte ich mich schlafen. Er kam dann leise mitten in der Nacht; er blickte in mein Abteil hinein. Ich schloß die Augen und rührte mich nicht. Dann schlief ich ein. Als ich am Morgen wach wurde, schlief er noch. Ich saß lange vor dem Wagen, einige Stunden lang. Gegen Mittag blickte ich in sein schlafendes Gesicht. Und da war es mir, als ob ihm seine schlechte Tat im Gesicht geschrieben stehe. Gleich darauf lief ich wieder nach Klampenborg hinein. Ich fragte in einem Laden, ob jemand deutsch könne. Und da sagte mir der Mann, er habe einen Bruder in Helsingör, der hätte lange in Deutschland gearbeitet. Er nannte mir auch die Adresse. Für mein letztes Geld nahm ich den Autobus nach Helsingör.“

„Hatten Sie denn kein Gehalt bei Hörby bekommen?“

„Noch nicht. Er hätte es mir wohl am Ende des Monats gegeben.“

„Und in Helsingör?“

„In Helsingör übersetzte man mir den Artikel. Helga Quintor war bestohlen worden. Man war in der letzten Nacht in ihr Hotelzimmer eingestiegen und hatte ihr den Schmuck vom Halse gestohlen. Sie war nicht wach geworden. Höchstwahrscheinlich hatte man sie irgendwie betäubt. Vom Diebe fehlte jede Spur.“

„Teufel — das hätte ich nicht erwartet. Das ist ja sehr, sehr interessant. Was haben Sie daraufhin getan?“

„Ich jagte durch Helsingör. Ich wollte zurück, sofort, nach Deutschland. Und da hat mich dann Herr Wank in seinem Wagen mitgenommen. Das ist alles, Herr Baron.“

XII.

„Das Wild wittert neue Beute“

Wank kommt von der „Alm“ herunter, er ist fertig geworden mit seiner geschäftlichen Korrespondenz. Er stößt auf den Baron und Bettina.

„Nun“, wendet er sich an den Baron, „die Bettina scheint dir etwas gebeichtet zu haben.“

Der Baron ist ein wenig verstört. „Hm. . . . Michael, mein Junge . . . ich gebe es zu: ich habe einen kleinen Stoß bekommen.“

„Ausgezeichnet — willst du's mir nicht erzählen?“

„Nein, augenblicklich noch nicht. Ich will das Heft in der Hand behalten.“

„So. Was glaubst du: mit wem hat sie telephoniert?“

„Keine Ahnung.“

„Nun, ich denke mir mein Teil. Sie wird wohl ihren Komplizen angerufen haben, den Herrn Hörby. Du besitzt doch allerlei Gegenstände von Wert, so zum Beispiel deine Aegyptensammlung, deinen Giorgione und deinen Franz Hals.“

„Du meinst, der Bursche ist schon in München?“

„Sicher. Das Wild wittert neue Beute.“

„Er soll nur kommen“, antwortete der Baron, „dann jagen wir sie alle beide zusammen in die Falle.“

Wenige Minuten später gehen sie zur Badeanstalt hinunter. Als sie unten ankommen, klettern die beiden Damen, Karin und Anna, gerade aus dem Wasser heraus.

„Fein, der See“, sagt Karin, „richtiges Eiswasser. Das ist was für mich.“

Der Baron schmunzelt. „Es münden Gletscher in den See. Ich hoffe, Fräulein Horn, daß Sie noch auf viele Tage mein Gast sein werden.“

Karin lacht schelmisch. „Falls Sie mich nicht vorher einsperren lassen, Baron. Ich sehe Ihnen förmlich an, wie schlecht meine Aktien stehen.“

„Es kommt ganz darauf an, wie Sie Ihre Verteidigung weiter führen, Angeklagte. Eben habe ich unter Ausschluß der Oeffentlichkeit eine Zeugin vernommen, deren Aussage eigentlich nicht von Pappe war.“

„So? Kein sehr korrektes Verfahren, Herr Gerichtsrat. Sie hätten mich der Zeugin gegenüberstellen müssen.“

„Ich werde mir meine Trümpfe aus der Hand nehmen lassen!“

Karin wirft sich, naß wie sie ist, in einen Strecksessel und schließt genießerisch die Augen. „Ah, wie warm die Sonne ist!“

Anna Ludhartinger steht neben ihr, und alle sehen es, mit welch offener Bewunderung, mit welch neidloser Begeisterung sie Karin betrachtet. Karin hat sie anscheinend völlig eingefangen.

„Ich bin mit Frau Ludhartinger fast drüben gewesen“, sagt Karin, immer noch mit geschlossenen Augen, „es war wunderbar. Ich wäre gern ganz hinübergeschwommen, aber sie hielt mich davon ab. Sie erzählte was von einer Strömung. Schade — es wäre gut gewesen, es gerade deshalb zu wagen.“

„Wenn man mit dem Leben spielt“, antwortete der Baron, „dann muß es sich wenigstens verlohnen.“

„Meinen Sie, Baron? Aber es sind doch gerade immer die niedrigsten Einsätze, die einen verrückt machen.“

Und zu Anna: „Wollen wir uns nicht anziehen? Es ist doch nicht so warm wie ich dachte.“

Arm in Arm verschwinden die beiden Damen über die Treppe, die zu den Kabinen führt.

„Mich nicht“, sagte er, aber —

Michael Wank blickt ihnen verwundert nach. „Seltsam“, murmelt er, „sie hat die Anna vollkommen eingewickelt. Um so erstaunlicher, als sich Anna nie mit einer Frau verträgt.“

Der Baron nickt. „Mein Junge, sie wickelt uns noch alle um den kleinen Finger.“

„Mich nicht“, antwortet Michael finster und starrt über den See. — — —

Eine halbe Stunde später steigt Michael mit Karin Horn den Berg hinan. Es ist ein schmaler Pfad, steil und steinig. Er führt mitten durch den Wald. Für Karins feines Schuhwerk scheint er nicht sehr geeignet zu sein, Michael macht sie darauf aufmerksam.

Fortsetzung folgt

„Fräulein Liselott“

Im Atrium

Ein Film, dem keine schlechte Idee zugrunde liegt. Eine versnobte Künstlerclique wird durch die Gutherzigkeit und das Mitleid der Umwelt zu Nichtstuern erzogen. Bis ein kuragiertes Mädel dazwischen tritt und die Herren Künstler aus ihrer bisherigen Wohnung, die man ihnen gratis zugestand, auf die Straße setzt. Nun, da der Ernst des Lebens an sie heran tritt, nehmen sie jede sich ihnen bietende praktische Arbeit an und überwinden so den alten Schlendrian.

Durch Uebertreibungen artete das Spiel leider oft in Albernheit aus. Hinzu kamen unerträgliche Längen. Auch die Darsteller wurden von der Regie schlecht geführt. Magda Schneider als Fräulein Liselott, die die Künstler zu besseren Menschen erzieht, hat man schon viel frischer gesehen, wenn sie auch noch am besten von allen Darstellern in diesem Film abschneidet. Maria Sazarina soll erst mal einen künstlerischen Walzer tanzen lernen, ehe sie sich als Tänzerin produziert. Und ihr Partner, Günter Lüders, ein non plus ultra an Unvermögen, hätte von der vollständig versagenden Regie Johannes Guters niemals zugelassen werden dürfen. Ein neues Gesicht: Ilse von Collani.

Das Publikum nahm den Film sehr kühl auf. Kaum, daß man am Schluß den auf der Bühne erscheinenden Darstellern applaudierte.

H. B.

„Kriß, das flammende Schwert“

In den Kammerspielen

Die Neuauflage eines Bali-Films. Nicht so interessant wie „Die Insel der Dämonen“, die man vor einiger Zeit hier sah. Es fehlen die Tänze und Beschwörungsszenen. Statt dessen sieht man aber hinreißende Aufnahmen von der üppigen Inselflora und von den schönen Naturkindern Balis. Die blutrünstige Handlung ist nur Mittel zum Zweck, das Paradies der Südsee in einem fesselnden Rahmen zu zeigen

Die Sender singen . . .

Heute nachmittag:

Berliner Sender

16.00: Aus Mannheim: Nachmittagskonzert. 18.00: Wir teilen mit . . . 18.05: Sport-Jugendstunde. 18.30: Konzert. 19.20: Zeitgenossen. 19.40: Echo am Abend. 20.00: Nachrichten. 20.10: Zur Unterhaltung. Konzert. 20.50: Geister, Gänger und Gesichte. Ein Aufriß seltsamer Tatsachen. 22.00: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten. 22.20: Zur guten Nacht: Afrikanische Nächte. Hörfolge.

Deutschlandsender

16.00: Aus Königsberg: Nachmittagskonzert. 17.30: „Trotz Verbot nicht tot“, Kampfgedichte der SA. 18.00: Berühmte Stücke für die Geige. 18.20: Völkische Kolonialpolitik. 18.40: Zeitfunk. 18.55: Das Gedicht. 19.00: Feierstunde der Hitlerjugend „Ernte“. 19.40: Durch Pampa, Urwald und Cordilleren. 20.00: Kernspruch. 20.10: Aus München: Großes Abendkonzert. 21.30: „Wir suchen und finden“, Szenen aus neuen dramatischen Werken. 22.00: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten. 22.30: Gymnastik, die Grundlage aller Leibesübungen. 22.45: Deutscher Seewetterbericht. 23.00: Aus Frankfurt: Tanzmusik.

Und morgen:

Berliner Sender

Morgenruf. 6.00: Gymnastik. 6.15: Wetternachrichten; anschl. Nachdenkliche Minute. 6.20: Musik am Morgen. 7.00: Nachrichten. 8.00: Gymnastik. 9.30: Für die Frau. 9.45: Kinder-Kunterbunt. Eine Viertelstunde für die Ganzkleinen. 10.00: Wetter- und Tagesnachrichten. 12.00: Musik am Mittag. 12.30: Wettermeldungen für den Landwirt. 13.00: Echo am Mittag. 13.15: Balladen und Rhapsodien (Schallplatten). 14.00: Wetter- und Tagesnachrichten, Wasserstände. 14.15: Singspiel, Tonfilm und Operette (Schallplatten). 15.00: Börsenberichte. 15.20: Sendepause. 16.00: Zur Unterhaltung. 18.00: Wir teilen mit . . . 18.05: Für die Jugend. 18.25: Erfülltes Leben. Zum 87. Geburtstag Paul von Hindenburgs. 18.45: Robert Schumann. Konzert. 19.25: Jagdgeschichten aus der Schorfheide. 19.40: Echo am Abend. 20.00: Nachrichten. 20.10: Unsere Mozartsendung. 21.10: Der Pfarrherr von Cleversulzbach. Mörike-Gedenkstunde. 22.00: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten. 22.20: Deutsche Opernromantik (Schallplatten).

Deutschlandsender

16.00: Aus München: Vesperkonzert. 17.30: Jugendsportstunde. 17.50: Die Kunstfaser als Helferin im Kampf um die Rohstoffversorgung. 18.10: Beethoven: Waldsteinsonate. 18.35: Politische Zeitungsschau des Drahtlosen Dienst. 18.55: Das Gedicht. 19.00: [illegible]

Ein Nazi fährt nach Palästina

REISEBERICHT VON LIM

Palästina ist heute das Ziel vieler Juden. Der „Rasende Moses“, ein alter italienischer Dampfer, bringt alljährlich eine große Anzahl jüdischer Auswanderer ins Gelobte Land. Um Land und Leute, die Juden unter sich, kennenzulernen, fährt ein Nazi mit hinüber, läßt sich in Haifa, dem Tor nach Indien, mit seinem Wagen an Land setzen und fährt von dort nach Tel Aviv, der Judenstadt europäischen Gepräges. Nach mancherlei Schwierigkeiten erreicht er sein Ziel und sieht sich nun in dieser interessantesten aller Judenstädte um. In Tel Aviv ist Sprache und Schrift hebräisch, überall wird gebaut und die halbfertigen Häuser werden bezogen, da keine Wohnungen frei sind. In dieser unruhigsten und teuersten aller Städte Palästinas ist immer „was los“. Reibereien zwischen Juden und Arabern sind an der Tagesordnung. Hier gibt es keine Ruhe und Erholung, nur am Badestrand mit seinen Kaffees glaubt man am Kurfürstendamm zu sein. Am Purim-Fest, am Tage des Karnevals, findet ein großer Umzug statt. Ein Umzug in strenger Symbolik, dessen Thema das Judentum in aller Welt ist. Karikaturen einzelner Staaten in ihrer Stellung zur Judenfrage ziehen vorbei.

5

Und dann, mit Hallo begrüßt: Deutschland. Man kann den Veranstaltern des Umzuges nicht das Kompliment machen, daß sie hier ihren Geist besonders sprühen ließen. Sie haben es sich einfach gemacht: **da erscheint unter tiefem Brummen ein dreiköpfiger, grüner Drache, besät mit roten Hakenkreuzen.** Rund um ihn Masken als Bücher. Jedes trägt den Titel eines der von uns verbrannten Bücher.

Nun kommt die Zukunft. Das sind meist Werbebilder für die zionistischen Einrichtungen im Lande. Nur einmal noch ein Ausfall gegen Deutschland: Ein Wagen, der für die heimischen Erzeugnisse, für das „Tozeret haarez“ wirbt, verbindet es bildlich mit einer Boykottaufforderung gegen das „Made in German“.

Arabische Omnibus-Düfte

Ich habe einen Begleiter gefunden, der das Land kennt. Wir wollen die Orangen in ihrer Heimat besuchen. In der reichen Küstenebene nördlich von Tel Aviv liegt die Siedlung Tel Mond. Ein Riesenbesitz des verstorbenen Lord Melchet, der früher Mond geheißen hat. Er war ein eifriger Zionist, der alte Mond. Drum half er schon vor vielen Jahren beim Landaufkauf. Den Großteil gab er seinen Arbeitern in Pacht, nach etlichen Jahren soll es dann ihr Eigentum werden.

Auf schmaler Straße rollt der Wagen durch Petach Tikwah nach Norden. Aber bald ändert sich der Weg. Dieses Land gehört noch den



Im duftenden Araber-Omnibus.



Ein Kinderheim: So bauten sie 1930 bei uns im Grunewald

Arabern, armen Pächtern. Im weichen Küstensand wird das Fahren immer schwieriger. Hier fahren sonst nur noch die Autobusse der Siedlungen oder hie und da mal ein uralter Ford eines der Kolonisten. Als wir Kfar Saba erreicht haben, geben wir es auf. Man soll von einem Wagen nicht mehr verlangen, als er eben leisten kann. Wenn er aber erst mal wie hier mit den Federn und dem Differential im Sand schleift, dann ist eben Schluß. Wir vertrauen uns jetzt einem der Siedlungsautobusse an. Zeitweilig geht es durch knietiefe Wasser- und Schlammtümpel.

Wir fahren durch mehrere Fellachendörfer. Auch unsere Mitreisenden sind meist Araber. Einige Weiber sitzen mir gegenüber. Die ganz alten sind nicht mehr verschleiert, obwohl man es denen gerade wünschen würde. Die andern sind oft ein einziger Stoffballen. Eine wendet sich sogar während der ganzen Fahrt von uns weg zum Fenster hinaus, damit wir nur ja nichts von ihrem Gesicht erhaschen können. Dazu diese schmutzigen Kinder. Ein altes Weib hat ein Kind am Arm. Dauernd sitzen ihm die Fliegen in den Augenwinkeln, ohne daß sie jemand verjagen würde. Von einer offenen Wunde am Bein sind sie überhaupt nicht wegzukriegen. Der Wagen schaukelt erbärmlich. Ein kleines Mädchen wird „autokrank“. Es waren schon vorher arabische Düfte, die uns umschwebten, aber jetzt wird's zuviel. Auch wir hängen die Köpfe zum Fenster hinaus.

Alles Leiden hat einmal ein Ende. Die Araberinnen steigen in ihrem Heimatdorf aus, das kleine Mädchen verrichtet dem Autobus noch einmal ihren Tribut — diesmal Gott sei Dank draußen — und wir fahren weiter nach Tel Mond. Die Siedlung liegt, wie die meisten jüdischen Kolonien, auf einer leichten Anhöhe. In der Mitte steht das Kinderhaus. Ein großer, zweistöckiger, massiver Bau. Seitdem bei den letzten Unruhen im Jahre 1929 die jüdischen Kolonien vielfach von den Arabern überfallen und niedergebrannt wurden, baut man in den Kolonien mindestens ein festes Haus an möglichst stillem Ort, das in den ruhigen Zeiten meist als Kinderhaus oder Versammlungshalle Verwendung findet.

Apfelsinen rollen

Neben der Siedlung liegt der große Wasserturm von Tel Mond. Wasser gehört nun einmal in erster Linie zum Orangenbau. Unweit davon hat man dem alten Mond ein schrecklich geschmackloses Denkmal gesetzt. Rund um die Kolonie, so weit das Auge reicht, Orangenbaum neben Orangenbaum. Wie Soldaten stehen die Bäumchen in Reih und Glied, wie zum Abzählen bereit.

Wir gehen durch die Reihen. Um jeden Strauch ist ein kleiner Wall errichtet, zu dem ein kleiner Wassergraben führt. Täglich muß jeder Strauch reichlich Wasser erhalten.

hund nach Palästina eingewandert. Das gute Hündchen hatten sie gleich mitgebracht, die Möbel trafen erst acht Tage später ein. Diese acht Tage hatten der anspruchsvollen distinguierten „Auswandererfamilie“ genügt. „Nein, lauter Juden, das kann man doch nicht aushalten! Und dann dies primitive Leben hier!“ Sie ließen ihre Lifts erst gar nicht ausladen, sie fuhren mit demselben Dampfer wieder nach Europa.

Ein Staat im Staate

Tel Aviv lebt in der Statistik. Alles wird registriert, verglichen, tabelliert. Und die Zahlen, die auch wirklich Rekorde bedeuten, werden dann in die Welt hinausgeschmettert. Tel Aviv ist ja nicht irgendeine beliebige Stadt. Es ist ein Staat im Staate, der an Exklusivität seinesgleichen suchen kann. Ich sagte schon, die Fremden meiden die Stadt. Kaum ein Engländer, der als Beamter hier tätig sein muß. Die Araber gar, die meiden die Stadt aus Instinkt. Alle Aemter, alle Organisationen, die Stadtverwaltung, die Feuerwehr, die Krankenhilfe, die Polizei, alles ist jüdisch. Es gibt nur jüdische Zeitungen, nur jüdische Parteien. Davon allerdings auch genug. Alle Schattierungen haben sie sich mitgebracht. In Tel Aviv gibt es ein Frauenwahlrecht (in welcher arabischen Stadt wäre es vorstellbar, daß Frauen wählen!).

Man kann verstehen, daß das jüdische Herz höher schlägt, wenn es in dieser Stadt schlagen darf. Kindliche Freude daran, daß das alles Juden gebaut haben, Juden bearbeiten, Juden leiten! Was man kauft, haben Juden gemacht. In der Freude darüber vergißt man lange die Kritik, vergleicht nicht, will nicht vergleichen. Bewußt nimmt man manche Minderwertigkeit, manchen Ueberpreis in Kauf. Trotzdem: diese junge Industrie birgt für Europa in den Ländern des Nahen Orients eine schwere Konkurrenz. Noch ist sie in den Kinderschuhen, aber sie wächst von Tag zu Tag. Die Levante-Messe in Tel Aviv zeigt beachtliche Leistungen. Bei dem unleugbaren Organisations- und Handelstalent der Juden sollte man diese Leistungen nicht unterschätzen.

Und hier setzt Deutschlands wirtschaftliches Interesse ein. **Trotz aller Versuche jüdischer nichtzionistischer Kreise auch in Palästina einen antideutschen Boykott durchzuführen, bleiben die Zionisten bislang wichtige Abnehmer unserer Industrieprodukte.** Durch die Transferabkommen war es möglich, den deutschen Export nach Palästina im Jahre 1933, also dem „Boykottjahr“, gegen das Vorjahr um 25 Prozent zu heben. Wertmäßig betrug die Ausfuhr nach Palästina 1,2 Millionen Pfund Sterling, das sind ungefähr [illegible] Einfuhr nach Deutschland von nur 374 000 Pfund Sterling.

Der deutsche Drache

Einmal im Jahre wird Betrieb zum Ueberbetrieb, er wird vor lauter Betrieb zum Stillstand. Das geschieht in der Zeit des Purim-Festes, am Tage des Karneval-Umzuges. Tage und Wochen vorher herrscht in der Stadt ein fieberhaftes Treiben. Masken springen über die Straßen; nachts gibt es Feste; die Horra, der Nationaltanz, will überhaupt kein Ende mehr nehmen. Der Höhepunkt ist der Umzug. Seit Wochen rüstet die Stadt für diesen Tag. Bunte Torbogen mit Karnevalsszenen, sogenannte Purimbogen, werden in den Straßen errichtet. Girlanden werden gezogen, kurz alles geschmückt.

Am Festtag strömen in den ersten Morgenstunden auswärtige Besucher in die Stadt. Schon lange vor Mittag kann kein Auto mehr durch die Straßen fahren. Sie sind rettungslos verstopft. Die Fenster, die Dächer der Häuser, sind schwarz von Menschen. Dann die Straßen! Die in der ersten Reihe stehen, haben sich schon früh aufgestellt. Ich käme natürlich erst in die siebente oder achte Reihe zu stehen. Aber da habe ich Glück. Ein Droschkenkutscher steht — freiwillig oder unfreiwillig — mit seinem Gespann eingekeilt in der Menge. Alle Versuche einzelner Turnkünstler, sein Gefährt als Aussichtsturm zu benützen, wehrt er energisch ab. Da biete ich ihm einen Schilling für den Platz neben ihm auf dem Bock. Er wäre ein schlechter Geschäftsmann, wenn er nein sagen würde. Da kommt auch schon der Festzug. Das ist kein lustiger Karnevalszug, wie wir ihn kennen. Es ist die streng geregelte Zurschaustellung bestimmter Symbolik. Das Thema ist gegeben, es heißt: das Judentum in aller Welt. Die Gliederung ist gegeben, sie heißt: Vergangenheit — die Juden noch als Volk, Gegenwart — die Juden unter den Völkern, Zukunft — die Juden wieder als Volk.

So zieht es vorbei. Das Alte Testament ersteht neu. Die Wahrzeichen der zwölf Stämme Israels ziehen vorbei. Leviten, Krieger, Volk. Dann die Gegenwart. Da kommen Karikaturen der einzelnen Staaten in ihrer Stellung zur Judenfrage. Polen: der Jude wird unterdrückt, er sehnt sich nach Palästina. Rußland: die Bolschewiken verfolgen den Juden um seiner Religion willen. Er soll nicht nach Palästina. Amerika: Die Juden Amerika schwimmen im Geld, für Palästina aber zeigen sie leere Taschen. Frankreich: die Juden haben sich völlig assimiliert, tanzen in einer Bar, über ihnen ein Transparent: „Wir sind gar keine Juden!“

Fortsetzung folgt

Abenteuerlicher Roman von Wilhelm Schelder

Jagd nach dem Bildnis der Kaiserin Poppäa



20. Fortsetzung

„Ja, Herr Baron, so wahr ich lebe. Manchmal sagte er du, aber es war nur seine derbe, kameradschaftliche Art. Ich wäre ihm auch sofort davongelaufen, wenn ich etwas gemerkt hätte . . .“

Eine Beichte

„Ich glaube es Ihnen natürlich, Bettina. Daran dürfen Sie nicht zweifeln. Wie lange blieben Sie in Mecklenburg?“

„Bis in die zweite Woche hinein. Schließlich kamen wir nach Rostock, das heißt, in die Nähe von Rostock. Am Abend kamen wir auf eine Waldwiese, und von dort aus sahen wir die Türme der Stadt. Wir legten uns sofort schlafen. Aber ich konnte nicht einschlafen, ich begriff nicht, was mit mir los war. Ueber eine Stunde lang lag ich wach, und ich hatte das Gefühl, daß etwas geschehen müsse. Und richtig: plötzlich hörte ich ein Geräusch. Ich setzte mich auf und dann sah ich im Mondschein, wie Hörby über die Wiese ging und verschwand. Ich wachte die ganze Nacht, er kam erst am Morgen zurück, so gegen sechs. Und dann schlief er bis um elf, ganz gegen seine Gewohnheit.“

„Wird mal gebummelt haben,“ schmunzelt der Baron.

„Nein, nein . . . damals fing schon die Geschichte an. Ich mußte es leider früh genug erfahren. Am nächsten Vormittag war er sehr zerstreut. Er begann auch nicht gleich mit dem Diktieren, er lief eine ganze Zeit im Walde herum. Als er zurückkam, sagte er mir, daß er zwischendurch etwas anderes schreiben wolle: eine größere Novelle. Ihm sei etwas Gutes eingefallen, und der Java-Roman habe Zeit. Und dann fing er an. Es war alles in Ich-Form gehalten und ich hatte sofort die Empfindung, er habe alles selbst erlebt.“

„Sie glaubten, daß er Ihnen die Erlebnisse der letzten Nacht diktierte?“

„Ja.“

„Interessant. Auch ich muß ja alle meine Erlebnisse sofort zu Papier bringen, das ist Lebensbedürfnis bei mir. Was war es also, was er Ihnen diktierte?“

„Es begann sehr spannend. Und zunächst erschien es mir sehr unwahrscheinlich, fast märchenhaft; aber später erfuhr ich dann, daß er es wirklich erlebt hatte. Die Geschichte spielte in Würzburg.“

„Damit wollte er Sie täuschen, Bettina.“

„Ja, er wollte sich nicht verraten. Es handelte sich um folgendes: er hatte oben auf dem Käppele — das muß so ein Wallfahrtsort bei Würzburg sein — ja, dort in der Kirche hatte er eine Frau gesehen. Sie kniete und betete. Es war eine sehr schöne junge Dame, und er kannte sie von früher, er hatte sie vor Jahren in Zürich kennengelernt. Er erschrak sehr, als er sie so knien sah, denn er liebte sie, er liebte sie noch immer, obgleich er sich gewaltsam von ihr losgerissen hatte. Warum — das sagte er nicht, er wollte es noch nicht verraten. Aber etwas anderes erzählte er in dieser Geschichte. Die Frau besaß einen Schmuck, ein herrliches Kollier aus Brillanten und Saphiren und noch allerlei Edelsteinen. Sie trennte sich nie von ihrem Schmuck, sie trug ihn täglich, allerdings verdeckt, denn sie zog es vor, immer hochgeschlossene Kleider zu tragen. Die Frau dachte an nichts als an ihr Kollier, sie liebte es wahnsinnig und sie hätte sich niemals von ihm getrennt. Sie war von ihren Eltern fortgelaufen, sie hatte sich von ihrem Manne scheiden lassen — alles nur deshalb, weil sie glaubte, man wolle sie dazu überreden, das kostbare Ding zu veräußern. Viel Elend hatte sie auf sich genommen, um den Schmuck behalten zu können. Sie hatte ihn von einer Tante geerbt, es war ihr einziges Erbe gewesen. Hörby wußte viel von ihr zu erzählen, allerlei seltsame Sachen. Daß sie immer herumreise und daß keiner wisse, wovon sie eigentlich lebe. Aber er ahne, was sie treibe; höchstwahrscheinlich lebe sie von fremdem Eigentum. Und diese Dame hatte er auf dem Käppele getroffen. Aber er versteckte sich vor ihr.“

Komödienspiel mit sich selbst

„Diese Dame hatte er also in Rostock getroffen, in jener Nacht?“

„Ja, das erfuhr ich später. Ich lernte sie ja selber kennen, als wir über die Ostsee fuhren.“

„Ah . . . was hat er Ihnen nun weiter diktiert?“

„Er kam nicht sehr weit an jenem Tage. Aber das eigentliche Motiv arbeitete er schon heraus.“

„Was für ein Motiv, Bettina?“

„Er spielte mit dem Gedanken, ihr das Kollier einfach fortzunehmen. Und zwar in der Nacht, wenn sie schlief. Er liebte sie, und er hatte die Absicht, sie von ihrem Fluch zu befreien.“

„Halloh . . ., das ist ja wirklich eine merkwürdige Geschichte.“

Bettina starrte über den See. Er ist grasgrün um diese Stunde, von einem satten, leuchtenden Grün. Die beiden Damen, Karin und Anna, haben fast das jenseitige Ufer erreicht, aber jetzt schwimmen sie zurück. Sie liegen dicht nebeneinander, eine rote und eine blaue Badehaube.

„Gar nicht merkwürdig, Herr Baron, Hörby versuchte sich in dieser Geschichte selbst zu belügen. Ich hörte es dauernd heraus. Er war wild auf den Schmuck weiter nichts. Er hatte sicher nicht zum ersten Male etwas gestohlen. Das ist mir allerdings erst später klar geworden.“

„Also weiter. Am nächsten Tage fuhren Sie über die Ostsee?“

„Ja, mit dem Trajektschiff. Das sind feine, große Schiffe. Und da entdeckte ich dann, daß Hörby sich vor einer Dame verbarg. Er beobachtete sie, aber er ließ sich nicht vor ihr sehen. Und diese Dame trug tatsächlich bei all der sommerlichen Wärme ein hochgeschlossenes Kleid.“

„Wie sah die Dame aus?

„Aeltlich. Sie war sehr häßlich. Sie machte einen sehr gewöhnlichen Eindruck. Ich konnte nicht begreifen, warum er sich einmal in sie verliebt hatte.“

„Bettina — Ihnen war also erst in diesem Augenblicke so richtig klar geworden, daß er Ihnen eine wahre Geschichte diktierte?“

„Ja, jetzt zweifelte ich nicht mehr daran. Aber ich fühlte, daß er nur wild war auf den Schmuck und daß er mit sich selber Komödie spielte.“

„Darin haben Sie sich vielleicht geirrt, Kleine.“

„Nein, nein, ich habe mich nicht geirrt. Mein Gefühl hat mich noch nie betrogen im Leben.“

„Was geschah weiter?“

Kreuz und quer durch Dänemark

„Wir fuhren mit unserm Wagen durch Seeland. Wir rasteten in Roskilde, im alten Dom der Könige. Gegen Abend hielt er in einem kleinen Wald. Er diktierte mir dort ein sehr schönes Märchen vom König Knut. Er war überhaupt wie ausgewechselt, als ob etwas Schweres und Böses plötzlich von ihm abgefallen sei. Und schließlich holte er Reisig zusammen und verbrannte den Anfang der Novelle, die er mir gestern diktiert hatte. Es wäre Unsinn, sagte er, es wäre eine häßliche Geschichte. Dann gingen wir schlafen. Am Morgen des zweiten Tages fuhren wir durch Kopenhagen. Wir hielten uns aber nicht auf in der Stadt, sondern fuhren kreuz und quer durch Seeland. Wir waren in großen alten Schlössern, manchmal lagen wir an einem See auf der Heide. Schönes Wetter hatten wir immer. Er diktierte mir wieder seinen alten Roman von der javanischen Prinzessin, und es war alles so wie in Mecklenburg. Wir gingen früh schlafen. Aber in der Nacht wachte ich plötzlich auf. Und da merkte ich, daß wir fuhren. Es war eine sehr dunkle Nacht. Endlich hielten wir. Wir waren auf einer Vorstadtstraße von Kopenhagen, eine hellbeleuchtete Elektrische ratterte an uns vorüber. Ich sah Hörby aussteigen und verschwinden. Erst in der Morgenfrühe kam er zurück, ich lag noch in meinem Abteil. In rasender Fahrt gings dann wieder nach Seeland zurück. Irgendwo im Walde hielten wir, er schlief bis zum Mittag. Ich holte ein Huhn aus dem nächsten Dorf und briet es ihm, weil es sein Lieblingsessen war. Schließlich weckte ich ihn. Er aß kaum, dann stopfte er sich seine Pfeife und ging fort, in den Wald hinein. — Es kamen nun schlimme Tage für mich. Wir lagen immer in der Nähe von Kopenhagen, meistens am Sund, bei Klampenborg, oder Charlottenlund. Und jede Nacht ging er fort, um jeden Morgen bis zwölf zu schlafen. Er diktierte mir nur hin und wieder etwas aus dem javanischen Roman, aber wenn ich fertig war, zerriß er alles und ging in den Wald. Er sprach überhaupt nicht mehr mit mir. Ich aber wußte, was er im Sinne führte . . . und ich litt sehr darunter. Es waren vielleicht die schlimmsten Tage meines Lebens. Dann kam der vorletzte Tag in Dänemark. Wieder war er in der Nacht in Kopenhagen gewesen, und wieder schlief er bis in den Mittag hinein. Aber dann aß er mit großem Appetit, er schien mir frisch und wie von neuem geboren. Gleich nach dem Essen begann er zu diktieren. Es war aber nicht der javanische Roman — sondern die Fortführung der Novelle, der gleichen Novelle, deren Anfang er verbrannt hatte.“

Zusammenbruch einer Leidenschaft

„Arme Bettina!“

„Er diktierte mir folgendes: die Dame mit dem kostbaren Schmuck war von Würzburg nach Rothenburg gereist, und er war ihr dorthin gefolgt, um sie offen zu stellen. Ja, er gab sich ihr zu erkennen. Aber als er dann mit ihr sprach, da merkte er, daß seine Leidenschaft völlig zusammenbrach. Sie erzählte ihm nämlich, daß sie nun doch gezwungen gewesen wäre, ihren Schmuck zu veräußern. Seitdem lebe sie leichter und glücklicher, von ihrem Wahn sei sie nunmehr geheilt. Dieses Geständnis tötete seine Liebe zu ihr. Plötzlich erkannte er, daß er sie nur um ihres Wahnes willen geliebt hatte. Und jetzt sah er auch, daß sie alt und häßlich geworden war. Er verließ sie und reiste noch am gleichen Tage ab.“

„In der Novelle hatte er den Schmuck also nicht gestohlen?“

Fortsetzung folgt

Pflüger im Herbst



Blankes Eisen, schwarze Erde,
Wie die satte Krume quillt!
Pflüger hinter seinem Pferde,
Lebensfrohes Hoffnungsbild!
Hände wirken, Herzen feiern,
Brach die Felder weit und breit.

Altes brechen heißt erneuern
Mensch und Scholle sind bereit.
Schwarze Erde, blankes Eisen,
Herbstbeginnen, Sommers Tod,
Und doch spürt man schon den leisen,
Leisen Duft von neuem Brot!

H. D.

Ein Nazi fährt nach Palästina

REISEBERICHT VON LIM

Ein Nationalsozialist fährt nach Palästina! Mit einem alten Dampfer, dem „Rasenden Moses", der ausschließlich zur Beförderung jüdischer Auswanderer dient, gelangt er nach Haifa, dem Tor nach Indien. Nachdem sein Wagen unter großen Schwierigkeiten ausgeladen worden ist, macht er sich auf den Weg nach Tel Aviv. Zwar sind es kaum 200 Kilometer bis dorthin, aber er wird gewarnt. Ein Teil der Straße sei schlecht und eine Räuberbande treibe ihr Unwesen. Trotzdem fährt er los, gerät schließlich nach 30 Kilometer Geländefahrt in eine Autofalle. Glücklicherweise aber kommt ein Lieferwagen, dessen Chauffeur ihn aus seiner schwierigen Lage befreit. Bei Einbruch der Dunkelheit trifft er in der Judenstadt Tel Aviv ein, dem Abklatsch modernster europäischer Großstädte.

4

Die Stadt ohne Gojim

Tel Aviv ist beispiellos. Vor 25 Jahren wollte man hier eine jüdische Vorstadt von Jaffa gründen. Heute hat Tel Aviv 70 000 Einwohner. Vielleicht auch schon 80 000, wer weiß es? Nicht einmal der jüdische Bürgermeister, denn Tel Aviv, der „Frühlingshügel", wächst von Tag zu Tag. Hier wohnen nur Juden, arbeiten nur Juden, handeln, baden, tanzen nur Juden. Alle Aufschriften sind hebräisch, alle Zeitungen. Das mit der Schrift hat noch einen besonderen Haken: Man kann hebräisch mit oder ohne Vokalzeichen schreiben. Im ersten Fall läßt es sich wie jede andere Schrift lesen. Im zweiten Fall ist die Entzifferung ein Problem ähnlich dem im Chinesischen, es gehört jahrelange Uebung, unabhängig von der Sprachkenntnis dazu. Eine Speisekarte in Tel Aviv ist ein Preisrätsel, wobei sich das Rätsel nicht allein auf die Preise bezieht.

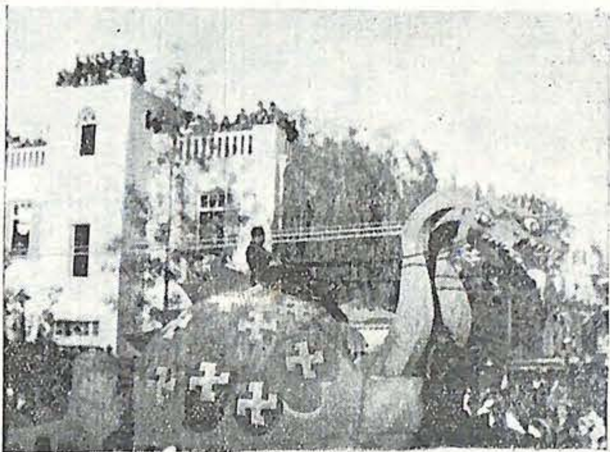
Tel Aviv hat die Bausucht. Es baut in einem Monat mehr, als eine andere Stadt in einem Jahre. Die erste Folge ist, daß man in Tel Aviv selten eine Straße findet, in der nicht Bauschutt herumliegt. Ueberall Asphaltarbeiter! Irgendwo gibt es immer etwas zu asphaltieren. Asphaltfässer gehören zum Bild dieser Stadt wie die halbfertigen Häuser, die im Parterre schon bewohnt sind, während im ersten Stockwerk noch gebaut wird und im zweiten erst die Wände gegossen werden. Hier herrscht eine chronische Wohnungsnot. Wenn man eine Wohnung mieten will, setzt man sich am besten mit einem Bauherrn zusammen, von dem man hört, daß er ein Haus erst noch bauen will. Oft ist der Grund schon erworben, häufig braucht er dazu allerdings noch das Geld des neuen Mieters. In jedem Falle muß man erst einmal die Miete für ein halbes oder ganzes Jahr vorausbezahlen. Und dann hat man erst die Aussicht in einigen Monaten in das Haus einziehen zu können. Mit dem Bauen geht es schnell. Anfangs werden die Fenster noch keine Rahmen haben, aber man wohnt immerhin schon in seinen vier Wänden.

Und doch reingefallen!

Oder es kann auch anders kommen. In Tel Aviv macht folgende Geschichte die Runde: Ein Mann wollte einen Laden mieten. Er war neu ins Land gekommen. Er hatte von dem Spekulationstalent seiner eingesessenen Volksgenossen schon zu viel gehört und war ganz besonders vorsichtig. Er wollte nur einen Laden mieten, der schon stand. Er fand ihn. Da er die Miete für ein Jahr vorausbezahlen mußte, machte er einen Vertrag, in dem er sich nach allen Seiten, für alle Wenn und Aber schützen wollte. Endlich fand er keine Möglichkeit mehr, die er nicht im Vertrag vorgesehen hätte. Also unterschrieb er und zahlte. Dann ging er ins Café, wo er einen Bekannten traf. Er erzählte von seinem Abschluß.

„Mann Gottes", rief der, „das Haus wird doch in einem Monat abgerissen!"

Tel Aviv hat einen wunderbaren Strand. Das warme Klima erlaubt bis zum Dezember das Baden im offenen Meer. Am Schabbat gleicht der Strand einem großen Seebad bei Hochbetrieb. Strandkorb reiht sich an Strandkorb, kilometerweit. Im Wasser wimmelt es von Badenden. Dafür ist dann allerdings die übrige Stadt wie ausgestorben. Der ganze rege Autoverkehr der Wochentage ist verschwunden, keiner der vielen Omnibusse, mit denen man — übrigens für billiges Geld — ganz Palästina bereisen kann, ist an diesem Tage zu sehen. Nur hier und da zuckelt eine arabische Pferdedroschke durch die stillen Straßen.



Der „Deutsche Drache" im Purim-Festzug.

Der Schabbat ist der beste Geschäftstag für die Araber, die dann von Jaffa herüberkommen. Wird an Wochentagen jedes Geschäft, jede Arbeit von Juden verrichtet, am Schabbat kommen arabische Händler, Limonadenverkäufer und Droschkenkutscher in die Stadt. Arabische Straßenreiniger geben ihr Gastspiel. Der Beginn der Schabbatruhe, der mit Sonnenuntergang zusammenfällt, führt oft zu Meinungsverschiedenheiten zwischen den frommen orthodoxen Juden und den meist freisinnigen zionistischen Arbeitern, die sich an das Schimpfen der „Schabbatwächter" wenig kehren.



Berlin W am Strand von Tel Aviv

Panzerwagen gegen Juden

In Tel Aviv ist immer „was los", und ein englischer Richter nannte sie kürzlich die unruhigste Stadt Palästinas. Als man in diesem Winter gegen die illegale Einwanderung vorgehen wollte und versuchte, „vergessene" Touristen festzustellen, die sich schon über ihre Zeit im Lande aufhielten, hatte Tel Aviv bewegte Tage. Die Spitzel bekamen gute Arbeit, denn die Anzeige von solchen Touristen war ein lohnendes Geschäft geworden. Aber die ganze Aktion blieb ein Schlag ins Wasser; sie führte zu schweren Zusammenstößen zwischen Polizei und Juden, die die Verhafteten gewaltsam befreiten.

Die Polizei wollte einen Wagen voll eingefangener „Touristen" durch die Stadt transportieren. Während der Fahrt erhoben die „Opfer" ein solches Gejammer, daß die Passanten aufmerksam wurden und den Wagen drohend umstellten. Als die wenigen Polizisten Hilfe herbeiholen wollten, entwischte ihre Beute samt und sonders. Schließlich mußten Panzerwagen gegen die gewalttätig gewordenen Juden eingesetzt werden.

Ein andermal streikten die jüdischen Schofföre, da die englischen Polizisten sie nach ihrer Meinung durch dauernde Kontrollen und Nachprüfen des Ladegewichts schikanierten.

Die Unruhe Tel Avivs rührt auch daher: es ist der Hauptsitz der Revisionisten, der radikal-faschistischen jüdischen Partei. Im übrigen ist Tel Aviv die Handelsstadt Palästinas. In Haifa läßt sich vorwiegend die jüdische Industrie nieder, Jerusalem ist die Stadt der Behörden. Tel Aviv hat die Grenzen seiner Ausdehnung bald erreicht. Auf der einen Seite grenzt es an das Meer, auf der andern an Jaffa und an der eigentlichen Landseite an die deutsche Templerkolonie Sarona, in der seit über fünfzig Jahren schwäbische Bauern ein festgefügtes Gemeinwesen besitzen. Die Schwaben verkaufen kein Land an die Juden. So steigen die Bodenpreise von Tag zu Tag. Man baut, baut, reißt schon wieder ein und baut wieder. Zementmischer und Asphaltfässer — das sind die Wahrzeichen von Tel Aviv.

Wiedersehen mit Berlin W

Tel Aviv ist immer überfüllt. Ein vernünftiges Zimmer zu bekommen ist fast eine Unmöglichkeit. Endlich hat der arme Einwanderer ein Zimmer — aber was für eins! Im Orient gibt es zur Abwehr gegen das Ungeziefer nur Steinfußböden. Oefen sind unbekannt. Ebenso meist Kohle und Gas. Man kocht nur auf Petroleumkochern, heizt nur mit ihnen. Die Einrichtung eines solchen Gastzimmers besteht nur aus einem Feldbett, einem Tisch, einem Stuhl, und wenn man Glück hat, findet man außer einem Kleiderhaken auch noch einen Schrank vor. Am Morgen setzt der Kampf um die Badezimmer ein. Man frühstückt in einer Garküche, läßt sich die Schuhe von einem der zahllosen Schuhputzer — meist jemenitischen Juden — auf Hochglanz polieren (im Orient immer eine unerläßliche Notwendigkeit). Dann rennt jeder los, um möglichst bald Arbeit zu finden, denn Tel Aviv ist teuer. Alles hetzt, es ist ein kleines Amerika. Das Essen in den Garküchen ist lieblos zubereitet. Es wird auch nur um der Sättigung willen in Hast heruntergeschlungen. Hier ist keine Ruhe, keine Erholung. Mit einer Ausnahme: das ist der Badestrand mit seinen Cafés. Es ist seltsam, aber hier trifft man Berlin W wieder. Während das übrige Tel Aviv vom Arbeiter mit Bluse und Mütze beherrscht wird, sitzt hier ein elegantes Publikum, die Umgangssprache ist nicht mehr hebräisch, sondern deutsch. Man glaubt, vor dem „Kranzler", dem „Romanischen", aber nicht im „Tarschisch" oder bei „Käte Dan" zu sein. Auch in den großen Hotels zeigt sich das gleiche Bild. Diese Hotels und diese Cafés haben aber mit dem wahren Gesicht Palästinas so wenig zu tun, wie ihre Gäste mit palästinensischen Arbeitern.

Trotzdem — es gibt Juden, die es nicht acht Tage hier aushalten! Eine wohlhabende jüdische Familie aus Berlin war mit Möbellift und Schoß-

fragt!) erleichtert zu werden. Trotz Berg- und Talfahrt trete ich auf den Gashebel. Auf einmal: Halt! Im letzten Augenblick sehe ich im Staub vor mir eine schmale, kaum halbmetertiefe Rinne. Ich bremse mit aller Kraft, der Wagen rollt bis zur Rinne, steht, — und rutscht im letzten Augenblick doch noch hinein! Gerade bis zur Achse. Der Graben ist für die Räder auf Maß gearbeitet. Es gibt kein Vor und Zurück. Eine Autofalle! Die Sonne schimmert schon gelblich, die Schatten wachsen ins Endlose. Ich stehe vor der Bescherung. Wie lange wird es dauern, bis die Interessenten nach ihrem Opfer sehen werden. Als ich wieder den Weg zurückschaue, taucht in der Ferne eine Staubwolke auf — ein Wagen. Der Wagen ist sogar ein Lastwagen. Das ist ein besonderes Glück, weil Lastwagen vernünftige Wagenheber haben. Mein Retter rattert heran. Es ist das Lieferauto einer jüdischen Siedlung. Der Chauffeur hält sofort, kommt heran. Hier gleich ein allgemeines Wort über die Kameradschaft auf der Landstraße in Palästina. Ich fand sie stets vorbildlich, uneigennützig bis zum letzten, einerlei ob bei Arabern oder Juden. Meine Retter machen weiter gar kein Aufhebens, holen ihren großen Wagenheber, zwei Araber, die mit auf dem Wagen saßen, helfen und in fünf Minuten ist der Wagen herausgehoben. Ich fahre etwas zurück und umgehe die Stelle. Den Juden kann ich nicht bewegen, ein Entgelt für seine Hilfe anzunehmen. So fällt für die Araber ein besonderes Bakschisch ab.

Tel Aviv

Mit einer uns unbekannten Schnelligkeit breitet sich die Dämmerung aus. Jetzt sind wir wieder auf einer Asphaltstraße, die ganz plötzlich aus dem Sande gewachsen ist. Auf einmal gehts einen halben Meter höher und die Verbindung mit der Kulturwelt ist wieder hergestellt. Wir sind jetzt auch gleich mitten drin in der Kultur. Orangenhaine umsäumen die Straße. „Plung ... Plung ... Plung ...", das ist das monotone Lied der Pumpen, die dauernd das Wasser für die Gärten fördern müssen. Es ist die Melodie der Arbeit in diesem fruchtbaren Land. Lichter, Häuser, Geschäfte, das ist Petach Tikwah, eine der ältesten jüdischen Kolonien, jetzt schon fast fünfzig Jahre alt. Und jetzt sieht man schon den Widerschein einer Stadt am Himmel: das ist Tel Aviv. Palmen an der Straße, Siedlungen hinter Eukalyptuswäldchen. Jetzt schließen sich die Häuser schon enger zusammen. Autos und Lasttiere bevölkern die Straße. Rechts liegt ein großes Elektrizitätswerk. Modernster Baustil, hohe Masten, weite Hallen, aus denen das tiefe Brummen der Maschinen klingt. An den großen Isolatoren spiegeln sich die Lichter.

Und dann ist auf einmal Schluß. Die Straße ist verstopft, Auto steht hinter Auto. Auch ich muß mich einreihen. Weit vorn ist eine Bahnschranke gesperrt. Und zwar gleich gründlich. Volle zwanzig Minuten läßt die Bahnverwaltung den ganzen Verkehr vor den Toren der Stadt warten, um ihre Wagen zu rangieren. Das ist anscheinend ihre Rache an den Autos, die ihr doch über kurz oder lang das Lebenslicht ausblasen werden. Von Zeit zu Zeit schrillt ein Hupenkonzert auf. Man sieht, hier warten Juden, ungeduldige Europäer. Ein Orientale würde sich eben hinsetzen und warten: „Insch'allah!" „Wenn Gott es will . . ." Eigentlich hätte der Orientale hier doch recht, denn alles Hupen hilft nichts. Jetzt weiter: Autos, Radfahrer, Fußgänger, alle europäisch gekleidet. Breite Straßen, hell erleuchtete Schaufenster. Wo bist Du Asien? Das ist also Tel Aviv, die Judenstadt.

Fortsetzung folgt

Schicksal

Was dir das Schicksal hat bestimmt,
Das wird zuteil dir, wie es kann:
Ein neues Maß nur eben nimmt
Das Schicksal jedem neuen Mann.

Hat's einen Bettler ausgewählt
Zum König — gut, so gib nur acht,
Wie es den Einen ausgezählt
Zum königlichen Bettler macht.

Und hat's den König ausgesucht
Zum Bettler; sieh des Schicksals List:
Der Mann auf seinem Thron verflucht
Zum bettelhaften König ist.

Paul Ernst

Aus: Gedichte und Sprüche (Kleine Bücherei — Verlag Langen-Müller, München.)

Den Film „Deutscher Wald, Deutsches Schicksal" dreht die Lex-Film-Gesellschaft, die im Auftrage der NS-Kulturgemeinde die Herstellung dieses Films übernommen hat.

*

In „Reims", der ersten Studio-Vorstellung in den Kammerspielen des Deutschen Theaters werden einige junge Darsteller zum erstenmal vor das Berliner Publikum treten. Die Hauptrolle spielt Hans Henninger. Die Aufführung findet am kommenden Sonntag, [illegible] Uhr statt.

Abenteuerlicher Roman von Wilhelm Schelder

Jagd nach dem Bildnis der Kaiserin Poppäa

18. Fortsetzung

„Schluß, mein Junge. Höre jetzt gut zu, was ich dir sage. Du brichst sofort auf. Und Punkt acht Uhr bist du in Urling am See. Da hast du sogar noch Zeit, zwischendurch etwas zu essen. Du fährst bis zur Bahnstation Urling-Seespitz, dort kommt die Chaussee heraus. Ich hole dich da ab, du kannst dich fest darauf verlassen. Verstanden?"

„Gut, Karin, mache ich. Du, sag mir bitte, ob ich nicht träume. Bin ich wirklich richtiggehend bei Verstand?"

„Das bist du, mein guter Junge. Leb wohl, auf Wiedersehen! Es wird eine ganz große Sache, das kann ich dir schon jetzt verraten. So ein Ding haben wir noch nicht zusammen gedreht. Es lohnt sich, darauf kannst du dich verlassen."

XI.

Unverschämt — oder nicht?

„Bettina", sagte der Baron, „machen Sie es sich doch bequem, Sie sitzen so steif und starr wie eine Porzellanpuppe. Rauchen Sie eine Zigarette! Sie brauchen mir durchaus nicht zu erzählen, was Sie über Herrn Hörby wissen, ich verlange es nicht von Ihnen. Oder wenn Sie spazieren gehen wollen, ich halte Sie nicht ab. Sie haben Urlaub heute nachmittag, bitte schön . . ."

Doch Bettina bleibt sitzen und nimmt die Zigarette. Sie ist ganz allein mit dem Baron, sie sitzt mit ihm unter einem der großen bunten Sonnenschirme. Von der Badeanstalt herüber hören sie das lustige Geschrei der anderen. Anna und Karin springen gerade in den See, um ihn zu überqueren. Sie verstehen sich gut und nehmen ihr Nachmittagsbad. Anna hat Karin dazu überredet.

Michael arbeitet oben auf der „Alm", er beantwortet die beiden Telegramme, er klappert auf seiner Schreibmaschine einen langen Brief herunter. Später will er dann mit Karin zusammentreffen, um unter „vier Augen" das Entscheidende mit ihr zu bereden. Ihm ist ein wenig wirr im Kopf, und der lange Brief ist bestimmt keine Meisterleistung. Er ist sehr erregt bei dem Gedanken, allein mit Karin diesen Kampf auszufechten. Dauernd verschreibt er sich und reißt das Papier wieder aus der Maschine heraus . . .

Währenddessen spricht der Baron auf Bettina ein, milde und gütig in seiner liebenswerten Art:

„Sehen Sie, Bettina, ich fürchte, es handelt sich bei Karin Horn um eine gewerbsmäßige Diebin — sonst hätte sie letzthin in München mir ja nicht auch die Gemme gestohlen. Die Duplizität der beiden Fälle erschlägt alles. Es ist unmöglich, irgendwie zu zweifeln. Trotzdem reizt es mich, das Spiel noch ein wenig weiter zu treiben, um klar zu sehen. Ich könnte doch in jedem Augenblick die Geschichte, die ich in München erlebte, zum besten geben, aber ich will es noch nicht. Die Unverschämtheit ihres Verhaltens reizt mich aufs äußerste."

Erlebnis in Dänemark

Bettina schüttelt den Kopf und blickt zu Boden.

„Sie wollen etwas sagen, Bettina?"

„Ja", bringt Bettina stockend hervor, „ich finde es nicht unverschämt, wie sie sich beträgt."

„Gut, unverschämt ist es vielleicht nicht. Es wirkt ganz natürlich bei ihr, sie ist eine wunderbare Schauspielerin. Wenn sie spricht, dann vergißt man völlig, daß sie eine Diebin ist, dann glaubt man ihr jedes Wort. Man ist wie verhext . . ."

„Und wenn — wenn wir uns nun irren, Herr Baron? Ich habe schon so seltsame Dinge erlebt — man irrt sich so häufig . . ."

Bettina blickt auf. Es ist so, als ob das Schwere langsam von ihr abfällt.

Der Baron beugt sich vor. „Aber, Kleine — jedenfalls hat sie einen Freund, der ein Dieb ist."

Bettina raucht hastig ein paar Züge, ihre Hand zittert ein wenig. Und von neuem schießt die Röte in ihr Gesicht.

Dann rafft sie sich zusammen. „Herr Baron, ich will Ihnen erzählen, ganz kurz."

„Bravo, bravo, es wird Sie erleichtern, Kleine."

Bettina legt sich in den Sessel zurück. Ihre Augen werden schmal, es ist so, als ob sie tief in sich hineinsehe. Dann beginnt sie.

„Das Erlebnis in Dänemark habe ich Ihnen noch nicht erzählt."

„Oh, das ist es?"

„Ja, das ist es."

„Das letzte, Bettina, was Sie mir sagten, war, daß Sie einen Posten bei einem Schriftsteller angenommen hatten. Und von dem haben Sie kein Geld bekommen. War das John Hörby?"

„Nein, das war ein anderer. Dieser andere hatte kein Geld, und deshalb empfahl er mich einem Kollegen. Das war John Hörby. Natürlich war mir der Name Hörby geläufig, den kennt bei uns ja jedes Kind, eine alte hamburgische Familie."

„Ist er der einzige Sohn des alten Hörby?"

„Ja, der einzige. Töchter sind auch nicht da. Und er ist verkracht mit seinem Vater, weil der ihn in der Firma haben will. Er hat mir alles erzählt. Er lebt von den Zinsen eines Vermögens, das seine Mutter ihm hinterlassen hat. Sonst könnte er nämlich nicht existieren, denn die Schriftstellerei bringt ihm nichts ein".

Ein Doppelleben

„Wie lange haben Sie bei ihm gearbeitet, Bettina?"

„Im ganzen waren es drei Wochen".

„Und dann sind Sie ihm davongelaufen . . ."

„Ja".

„Warum? Merkten Sie, daß er ein Doppelleben führte? Ich meine: daß er sich außerdem noch kriminalistisch betätigte?"

„Ja. Das heißt, in den ersten Wochen merkte ich noch nichts. Als ich mich ihm vorstellte, war es in seinem Atelier, hoch über der Alster. Er reparierte gerade eine alte Uhr. Ich hatte so etwas von wunderbarer Uhr noch niemals gesehen, sie war eiförmig und der Deckel war mit Smaragden und lauter bunten Steinen besetzt."

„Also — das mit den Uhren stimmt."

„Ja, er sagte mir, das mit den Uhren sei seine größte Leidenschaft."

„War er nett zu Ihnen?"

„Sehr. Er hatte so eine lustige, lebhafte und natürliche Art. Noch nie hatte ich einen solchen Menschen kennengelernt. Alles, was er sagte, war so großartig und irgendwie übermütig".

„Sie haben sich also gleich in ihn verliebt, Bettina?"

Bettina antwortet nicht, starrt zu Boden.

„Also gut, erzählen Sie weiter. Darüber spricht man nicht. Er war Schriftsteller, und er hat Ihnen etwas diktiert, nicht wahr?"

„Ja, er diktierte mir gleich am ersten Morgen ein Kapitel seines neuen Romans."

„Was ist das für ein Roman? Vielleicht ein Kriminalroman?"

„Nein. Es war alles sehr märchenhaft und sehr phantastisch. Es spielte auf Java, und eine malayische Prinzessin war die Hauptfigur. Es war eigentlich eine Liebesgeschichte. Es war sehr schön — sehr romantisch."

„Was Sie nicht sagen!"

Fahrt durch Mecklenburg

„Er bestellte mich dann wieder auf den nächsten Vormittag. Und da sagte er mir, daß er es nicht mehr in Hamburg aushalte, er müsse weiter und ich solle mit. Er erzählte mir auch von seinem Wohnwagen. Der Wagen hätte zwei kleine Kammern, vorn würde er schlafen, ich hinten. Wir würden eine Rundreise machen, durch Mecklenburg, durch Dänemark und Südschweden. Den Herbst verbringe er immer an den schwedischen Seen."

„Ausgezeichnet, der Junge gefällt mir. Entschlossen Sie sich sofort?"

„Nein, nicht gleich. Ich wollte zuerst nicht, aber dann wurde die Versuchung doch zu groß. Und schließlich sagte ich ja. Ich wollte etwas sehen von der Welt."

„Bettina — Sie wären sicher auch mit ihm an den Nordpol gegangen oder zum Mond geflogen. Hatten Sie übrigens das Gefühl, daß er sich w[illegible] aus Ihnen mache?"

„Nein. Sonst wäre ich auch nicht mit ihm gefahren. Er behandelte mich wie einen [illegible]. Er war ziemlich grob mit mir."

„Aber doch nett."

„Ja, nett war er auch."

„Sie fuhren also durch Mecklenburg[illegible]"

„Ja, wir hatten wunderbares Wett[illegible] Und wir waren sehr fleißig. Er diktierte [illegible] viel. Wir machten dann Rast, irgendwo a[illegible] einem schönen See oder auch mitten im Wal[illegible]f einer Wiese. Kurz vor Mittag kauften w[illegible] Lebensmittel in einem Dorfe ein, und ich m[illegible]e ihm was kochen. Es hat ihm immer alles [illegible]hmeckt und er lobte mich, obgleich ich doch [illegible]berhaupt nicht kochen kann. Nachmittags schl[illegible]en wir in der Sonne, es war herrlich. Ich h[illegible]e so etwas noch nie erlebt, ja, es war das [illegible]önste und beste, was ich je erlebte. So kam[illegible] wir durch ganz Mecklenburg mit unser[illegible] [illegible]en. Es war ein ganz großartiger Wagen. D[illegible] Leute staunten immer, wenn sie uns sahen. [illegible]gelmäßig um neun gingen wir schlafen, er i[illegible] sein vorderes, ich in mein hinteres Abteil."

„Bettina — das Verhältnis zwischen Ihnen beiden blie[illegible] immer das gleiche?"

Fortsetzung folgt

---

100 Jahren deutscher Musik

Einen neuen Mann sah man gestern gastweise das kleine Orchester des Deutschlandsenders dirigieren. Josef Felix Heß, als vielseitiger Musiker bekannt und geschätzt, hat sich damit ein gutes Zeugnis ausgestellt. Trug einmal die geschickte Kombination von ernster und heiterer, dabei wirklich wertvoller deutscher Musik viel dazu bei, dem Hörer gleichermaßen Entspannung und Erlebniswerte zu vermitteln, so nahm zum andern ihre hochkünstlerische Wiedergabe ganz für den jungen Künstler ein. Die Art, wie Heß etwa die so oft gehörte Zwischenaktsmusik aus Schuberts „Rosamunde" anpackte, läßt in ihm einen überdurchschnittlich befähigten, feinfühligen Stabführer erkennen, dem die Ausübung seiner Kunst eine Sache des Herzens zu sein scheint. Gut gewählt waren auch fast immer die Zeitmaße, so etwa in Haydns entzückendem kleinen Menuett aus der „Militär"-Sinfonie und bei Mozarts „Figaro"-Ouvertüre. Leider mußte sich der Dirigent mit einem zahlenmäßig zu schwach besetzten Orchester begnügen, das dann auch (einschließlich des Klaviers) das Larghetto aus Beethovens „Zweiter" spielte. Der Grund scheint hier wohl wieder eine der fortgesetzten Sparmaßnahmen zu sein, die die Programmbildung im Funk nach der negativen Seite erheblich beeinflussen. Nur für die „Unterhaltung" sind stets die nötigen Mittel da. Ihr mißt man hier eine viel zu große Bedeutung bei.

ad.

Margarete Slezak hat ihr Gastspiel am Deutschen Opernhaus als Martha in „Tiefland" für heute abend infolge Erkrankung absagen müssen. An ihrer Stelle singt Käte Sundström.

Fritz Odemar und Dorit Kreysler, Hermann Speelmans und Gerhart Bienert in dem Ufa-Film „Herr Kobin geht auf Abenteuer", der heute im neuen Ufa-Kino in der Friedrichstraße, Ecke Taubenstraße, uraufgeführt wird.

Ein Nazi fährt nach Palästina

REISEBERICHT VON LIM

Von Triest aus fährt der „Rasende Moses“, ein alter Dampfer, nach Palästina. Seine Fahrgäste sind ausnahmslos jüdische Auswanderer, die ins Gelobte Land reisen. Unter ihnen befindet sich — als einzigster Goi — ein Nazi, der die Juden unterwegs und späterhin in ihrem eigenen Lande kennen lernt. In Haifa, dem Tor nach Indien, hat der Dampfer sein Endziel erreicht, nachdem er vorher in Jaffa schon einen großen Teil seiner Fahrgäste losgeworden ist. Bevor der deutsche Reisende vom bunten, orientalischen Hafenleben Haifas aufgenommen wird, muß er lange auf die Ausladung seines Wagens warten. Er beobachtet, daß arabische Soldaten sich anbieten, gegen gute Bezahlung Leute, deren Pässe nicht ganz in Ordnung sind, an Land zu schmuggeln. Endlich gelangt er in den Besitz seines Wagens und kann nun auf ausgezeichneten Autostraßen ins Land fahren.

3

Zu schnell gefahren!

Ich will heute noch nach Tel Aviv. Der Tankwart, natürlich ein Jude, kratzt sich am Kopf. Zu weit wär's nicht, kaum 200 Kilometer, aber ein Teil der Straße wäre sehr schlecht. Auch dürfte ich nicht in die Dunkelheit kommen, da in der dortigen Gegend eine Räuberbande ihr Unwesen treibe. Bangemachen gilt nicht! Die Sonne brütet gerade so richtig von oben herab, als ich losfahre. Am Hafen entlang, durch das arabische Viertel und dann auf glatter Asphaltstraße ins Freie. Gerade will ich aufdrehen, da stellt sich ein Tommy in den Weg. Englische Verkehrspolizei. Der Tommy wird von zwei P. P. — Palestine Police — assistiert. Es sind Araber. Die P. P. wird aus Arabern und Juden rekrutiert. Geführt wird sie von Engländern. Daneben gibt es dann noch die „British Section“, die britische Abteilung. Zu denen gehört mein Tommy. Und was er will, erfahre ich sogleich. Ich bin nach seiner Meinung zu schnell gefahren. Am Bild des Bremsweges beweist er es. (Junge, Junge, wenn du mich erst fünf Minuten später erwischt hättest! . . .) In Palästina gibt es nämlich eine strenge Geschwindigkeitsbegrenzung, die auch für die Landstraßen gilt. Die Tatsache, daß ich Deutscher, kein Jude bin, wirkt auf ihn sichtlich besänftigend. Er schaut sich noch einmal die „Licence“, die Wagenpapiere, an, dann bin ich — begnadigt. Langsam rolle ich weiter — bis zur nächsten Ecke . . .

Da liegt das Zementwerk Nescher. Eine jüdische Gesellschaft, wie fast alle Industrieunternehmungen im Lande. Das Werk kann nicht im entferntesten den Zementbedarf Palästinas decken, obwohl dort 500 Arbeiter Tag und Nacht mit den modernsten Maschinen arbeiten. So hoch ist der Bedarf!

Eine neue Ruine

Bis jetzt sind mir die Besorgnisse des Tankwarts aus Haifa unverständlich. Die Straße ist doch wunderbar. In Afule kreuze ich die Bahn nach Damaskus. Afule sollte das städtische Zentrum der Ebene werden, aber die zu große Nähe von Haifa hat das Projekt zum Scheitern verurteilt. Man hatte die zukünftige Stadt schon amerikanisch großzügig vermessen, hatte sogar schon mit dem Bau eines Theaters begonnen. Da zeigte sich aber, daß sich ein wirtschaftliches Neuland nicht forcieren läßt. Es bestand bei der Nähe Haifas einfach kein Bedarf für eine städtische Siedlung. Afule ist heute ein Monstrum, eine moderne Ruine. Es ist der Halteplatz der Ueberlandchauffeure, aber nicht mehr. Die Bodenspekulanten werden sich inzwischen entweder umgebracht oder — was wahrscheinlicher ist — anderweitig entschädigt haben.

Die Berge sollen grünen

In Dschenin ist die Obstschranke. Es darf kein Obst und kein Gemüse aus dem Norden nach dem Süden geschafft werden. Denn im Norden Palästinas herrscht eine Obstkrankheit, die aus Syrien eingeschleppt worden war. An den Früchten zeigen sich kleine, schwarze Flecke. Sie sind zwar völlig unschädlich, man kann sie sogar mühelos mit dem Fingernagel von der Frucht ablösen. Trotzdem setzen sie den Exportwert der Früchte wegen dieses Schönheitsfehlers herab.

Der Weg steigt immer weiter an. Einmal begegnet mir eine Kamelkarawane. Sie meidet die Straße, zieht abseits auf tausendjährigem Weg durch das kahle Hochland, ein Tier hinter dem andern, langsam, aber mit dem unerschütterlich zielbewußten Schritt alter Kulturen. Weit ausgreifend und von einer unermüdlichen Ausdauer, wie sie die Hast des Nordens nicht kennt.

Manchmal tritt ein kleines arabisches Fellachendorf an die Straße heran. Olivenbäume grünen auf den Terrassen der Berghänge. Diese uralten Terrassenanlagen zeigen, daß das Land früher fruchtbar und kultiviert war. Aber wo früher Wälder ihren Schatten über eine fruchtbare Erde gebreitet haben, liegen heute nur Steine, große, kleine, ganz kleine, aber eben nichts als Steine. Die Erdkrume haben tausend Regenfälle ins Tal gewaschen, seit die Wälder abgeholzt wurden. Jetzt sind Bäume eine Seltenheit, Wälder ein Schatz. Mit unendlicher Mühe und großen Kosten arbeiten Eng[illegible] an der Wiederaufforstung der Berge. Es ist möglich, neuen Wald zu schaffen, das beweist zum Beispiel der Herzlwald auf dem Wege von Jaffa nach Jerusalem, aber es verlangt Zeit, Geduld und — viel Geld. Das Abholzen war entschieden einfacher.

Manchmal begegnet uns ein Autobus. Ist er modern, wie nur irgendwo in Europa, so gehört er sicher einer der jüdischen Gesellschaften. Kommt er aber wie der „Leibhaftige“ um die Kurven gejagt, klappernd, mit wehenden Vorhängen, bis aufs Dach vollgestopft mit Menschen und Gepäckstücken: dann kannst du auf zehn Kilometer Entfernung schon eine Wette abschließen, daß es ein Araber ist.

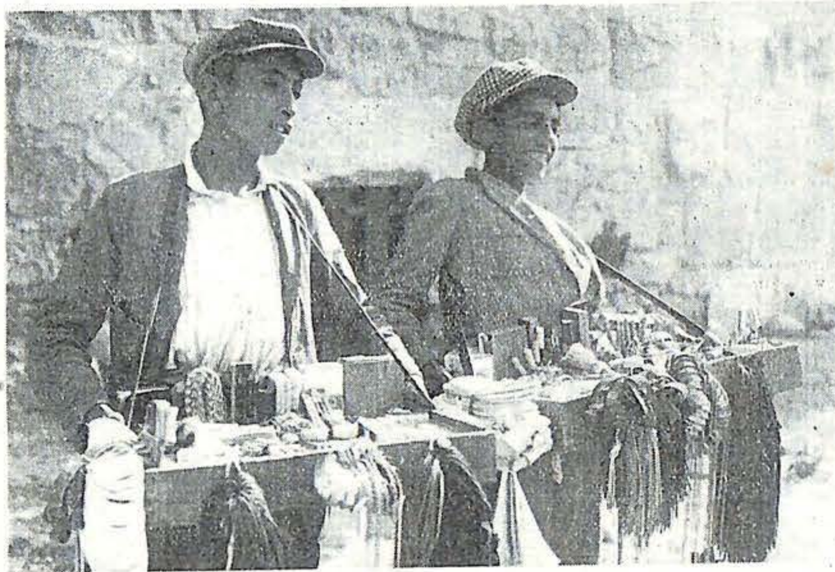
Im Schwung über die Böschung

Jetzt geht es nach Tul Kerm, in die berüchtigte Zone. Die Autos werden seltener, die Esel der Araber häufiger. Das ist schon eine Gefahr. So ein Esel wüßte allein bestimmt, wie er sich beim Vorbeifahren eines Autos verhalten sollte. Aber leider ist er nie allein. Hinter ihm döst ein Araber, der dann, durch das Auto aufgeschreckt, auf den Esel einschlägt, ihn dann rebellisch macht und nahezu ins Auto jagt.

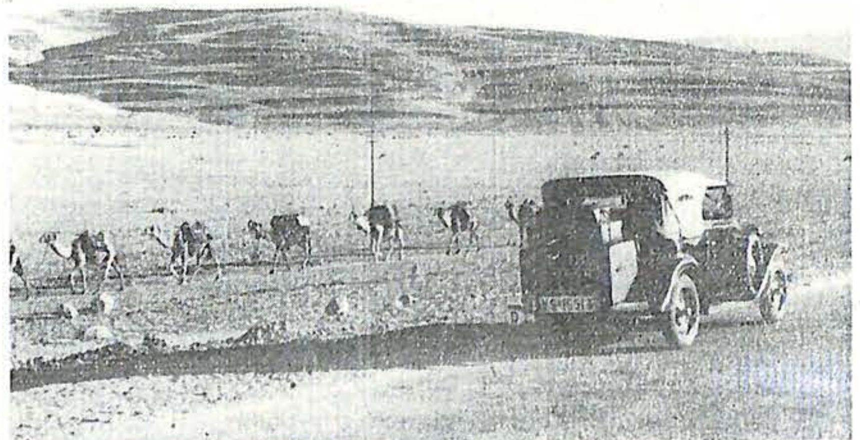
Tul Kerm — und nun ist es mit der schönen Straße restlos vorbei. Es fängt ganz harmlos damit an, daß die Straße gesperrt ist. Offensichtlich wegen Bauarbeiten. Man wundert sich nur, daß man keine Arbeiter sieht. Die Straßendecke ist aufgerissen, auf beiden Seiten liegen die Steine zum Bau aufgestapelt. Man wird auf einen Seitenweg abgeschoben. Was für ein Weg! Er entstand einfach dadurch, daß die Autos von der festen Fahrbahn aufs Feld auswichen und sich langsam auf eine ungefähre Bahn einigten. Die Spuren führen wild hin und her. Jeder sucht sich auf hundert Meter Bahn seine eigene Spur. Jetzt stoße ich auf die Eisenbahn. Immer wieder kreuzt die Bahn den Weg. Das wäre nicht weiter schlimm — denn hier fahren kaum drei Züge im Tag — aber der Bahndamm liegt einen guten Meter höher als die Felder und unser Weg. Kommt nun so eine Ueberquerung, dann muß man mit einem Schwung den Wagen über die Böschung hochreißen. Dann kommt das schmalspurige Gleis und dahinter fällt oder kippt man dann wieder einen Meter hinunter. Also Geländefahrt! Ueber dreißig Kilometer lege ich so zurück. Ich weiß, die wichtigeren Straßen Palästinas sind alle ausgezeichnet. Diese Straße ist aber doch die einzige Verbindung zwischen den beiden wichtigsten Städten Haifa und Jaffa — Tel Aviv. Seit zwei Jahren schon wird diese Straße in diesem Zustand gehalten! Des Rätsels Lösung: hier führt die Bahn von Haifa nach Jaffa entlang. Die Bahnverwaltung in Palästina konnte nicht mehr ihres Lebens froh werden. Die zahlreichen Autobusgesellschaften der Juden wie der Araber machten ihr eine vernichtende Konkurrenz. Sie sind billiger und bequemer. Die Strecke von Haifa nach Lydda—Jaffa wurde immer unrentabler. Bis man die Straße „umbaute“. Wer seither den Autobus auf dieser Strecke benutzt, muß schon ziemlich widerstandsfähig sein, wenn er am Ende noch alle seine Knochen zusammen haben will.

Die Falle

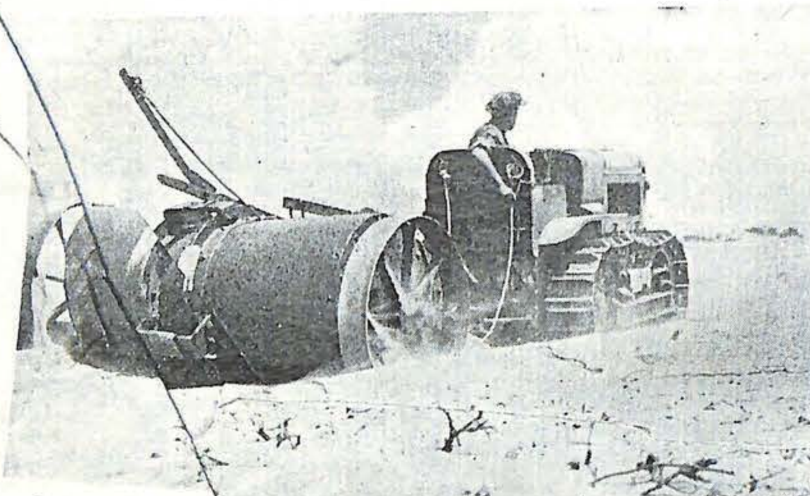
Während ich immer wieder mit dem Kopf gegen das Verdeck fliege und die Federn des Wagens Bruchproben durchmachen, sinkt die Sonne tiefer. Um mich sind immer noch abgeerntete Felder, in der Ferne mal ein Fellachendorf, sonst nichts. Mir fallen die Räubergeschichten wieder ein. Ich weiß, sie sind keine Märchen. Ueberfälle auf einzelne Wagen in der Dämmerung sind hierzulande keine allzu große Seltenheit. Ich habe aber keine Lust, um Gepäck, Kleider und Stiefel (besonders ge-



Sie bleiben im Fach — „Schlisselringe, Schniersenkel!“



Hier war die Straße noch gut!



Mühsam wird der [illegible]al gewalzt für eine Straße ohne lange Lebensdauer.

fiel. Seine Anhänger — er war einer der Führer der Jüdischen Legion gewesen — stellen jetzt die faschistische Gruppe innerhalb der Juden dar. Radikale Nationalisten, jedem Kompromiß in Fragen des Jüdischen Nationalheims abgeneigt. Ihre politische Partei sind die „Revisionisten", der Führer Jabotinsky ist das „enfant terrible" jedes zionistischen Kongresses. Er kann es den Engländern nicht vergessen, daß sie — entgegen ihren Versprechungen — am Ende des Krieges die jüdische Legion in Palästina entwaffnet haben, statt ihr den militärischen Schutz des Landes zu übertragen. So schlägt er sich mit den Engländern so gut wie mit den Arabern. Seine Kampftrupps sind uniformiert. Kniehose und Hemd sind schokoladefarben. Dazu tragen sie Koppel und Schulterriemen. Sterne auf den Achselstücken sind ihre Rangabzeichen. Aus diesen Reihen rekrutiert sich der jüdische Selbstschutz im Lande. Und den haben die Juden manchmal nötig, denn die Interessen der Engländer sind nicht immer die Interessen der Juden . . .

Menschenschmuggel

Ich steige auf das Promenadendeck. Der Dampfer ist fast leer. Offiziere und Mannschaft haben zum Großteil Landurlaub. Der Dampfer fährt ja erst morgen nachmittag weiter. An der Landungsbrücke stehen arabische Soldaten. Der Pier ist dauernd scharf abgesperrt. Selbst als der Dampfer eintraf, durfte niemand in seine Nähe. Selbst das Sprechen von Bord zum Pier und umgekehrt war streng verboten. Wer an Bord ist, ist in einer anderen Welt. Wagt ein Vorwitziger am Pier doch ma leinen Zuruf zu seinen Bekannten oder Angehörigen an Bord, so fahren gleich die arabischen Soldaten auf ihn zu und schwingen unter Drohungen ihre Rohrstöckchen.

Wie ich wieder mal am streng bewachten Landungssteg vorbeistreife, fällt mir ein arabischer Soldat auf, der mit den Augen zwinkert und, als ich ihn erstaunt erwartungsvoll ansehe, vor mir hergeht. Dann biegt er um die nächste Ecke des Decks. Als ich selbst zu der Stelle komme, winkt er mir verstohlen. Schließlich werde ich neugierig, folge ihm. Ein zweiter Araber hat sich jetzt angeschlossen. Es geht noch um einige Ecken, eine Treppe hinunter. Im Dunkel zwischen Taurollen erwarten mich die beiden. Also, was gibt es? Der eine kann überhaupt nur arabisch. Der andere radebrecht englisch. Mit viel Augenzwinkern und Gesten werde ich gefragt, ob ich nicht von Bord gelassen würde.

„Warum wollt Ihr das wissen?"

Nun, es gäbe vielleicht eine Möglichkeit, doch noch an Land zu kommen. Boot — gute Freunde — dunkel — Außenseite des Schiffes — der zarte Wink nach dem Bakschisch ist nicht mißverständlich.

Also Menschenschmuggel! Ich kann mir vorstellen, daß das Geschäft blüht. Wenn so ein armer Teufel von Einwanderer von der Kom- [illegible] behält die Schiffsgesellschaft für die Rückfahrt — muß er da nicht den Versuchern verfallen? Da drüben, nur wenige Meter entfernt, liegt das Land der Verheißung, dort wird ihn niemand mehr suchen. Das letzte Geld — er wird dort schon weiterkommen. Er geht auf das Angebot ein, zahlt. Er ist sich wohl selten klar darüber, daß er sein Leben riskiert. Wird das Boot gesehen, so wird es von den Hafenwachen beschossen. Aber auch sonst ist er ja dann vogelfrei. Wer fragt nach einem verschwundenen Juden?

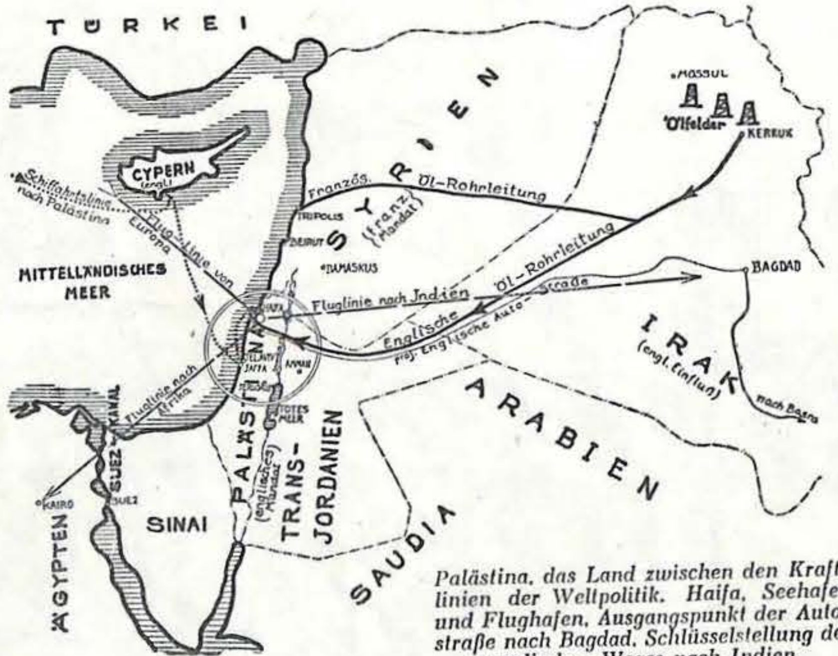
Ich mache meinen „Helfern" klar, daß ich das Angebot leider nicht annehmen könne. Mißtrauen, Wut, Angst, spiegelt sich jetzt in ihren Augen. Wenn ich sie verraten sollte —. Ich beruhige sie und ziehe mich dabei langsam ins Licht der Lampen zurück.

Wir werden ausgeladen

Der Morgen kommt, mit ihm erwacht der Betrieb im Hafen. Auch mein Auto wird jetzt von so einem Kran gepackt. Mit viel Geschrei und wenig Hilfe begleiten die arabischen Träger das Manöver. Hinterher wollen sie alle „Bakschisch" — ihr Trinkgeld — haben.

Und dann gilt es, die Formalitäten für den Wagen zu erledigen. Ich habe das sogenannte Große Carnet mit dem Zusatz Palästina. Aber ich weiß noch nicht, ob man nicht doch Zollhinterlegung verlangt. Die einzelnen Dienststellen liegen verstreut, teils im Alten Hafen, teils im Neuen. Dazwischen liegt ein zehn Minuten langes Laufen und Stolpern durch Sand und Steine, Bauschutt und Sonnenglut. Hin, zurück, wieder hin und wieder zurück. Das macht warm — aber dann habe ich meine Stempel beisammen. Die Gebühren sind gering, kaum ein Pfund Sterling.

Ein Restchen Benzin findet sich noch. Das Gepäck muß durch den Zoll und in den Wagen. Die Gepäckträger im Hafen sind organisiert. Ein Oberaufseher paßt auf. Man wird aber trotzdem noch genug geneppt. Wenn es nach den Trägern ginge, würden am liebsten je zwei an einem Koffer tragen statt umgekehrt. Die eine Gruppe schleppt das Gepäck zum Zoll. Einer davon spielt sich als der Kommandierende auf und läßt sich erst mal ein gesondertes Bakschisch versprechen. Dann kassiert er es auch gleich ein. Er muß nämlich weg, plötzlich! Bald merkt man, warum, denn kaum ist das Gepäck am Zollstand, da verlangt die Horde ihr Geld und haut ab. Inzwischen haben schon andere die kontrollierten [illegible] und ich kann gerade noch ver-



Palästina, das Land zwischen den Kraftlinien der Weltpolitik. Haifa, Seehafen und Flughafen, Ausgangspunkt der Autostraße nach Bagdad. Schlüsselstellung des englischen Weges nach Indien.

hindern, daß sie sie in eine der arabischen Droschken, die natürlich sie aussuchen, verstauen. Trotzdem wird natürlich die festgesetzte Gebühr und Bakschisch verlangt. Es kommt zu den üblichen Meinungsverschiedenheiten und der „Vater des Geldes" verwandelt sich bald in einen „Großvater des Geizes". Wer noch nie im Orient war, kann sich keinen Begriff machen von der erst devot schmierigen, dann aufdringlich unverschämten Art dieser schmutzigen Horde. Ich bin froh, als ich mich in meinen Wagen gerettet habe und durch das Hafentor entwischen kann.

Tanken! Benzinpumpen gibt es fast nie. Das Benzin — meist Shell — wird in Blechkanistern zu je 18 Kilogramm verkauft und direkt in den Tank geschüttet. Es ist nur unwesentlich billiger als bei uns. Aber bestimmt schmutziger, trotz der Kanister. Das Autofahren ist hier eine genau so wenig aufregende Sache wie in Europa. Wagen mit deutschen Nummern sieht man häufig. Ausgewanderte Juden, die ihren Wagen noch nicht umgemeldet haben. Palästina ist restlos motorisiert. Da die Hauptstraßen des Landes von den Engländern nach dem Kriege ausgezeichnet ausgebaut wurden, kann man für Stadt- und Ueberlandverkehr jede Wagentype verwenden. Man sieht dementsprechend auch die verschiedensten Marken, meistens allerdings Amerikaner.

Fortsetzung folgt

Abenteuerlicher Roman von Wilhelm Schelder

Jagd nach dem Bildnis der Kaiserin Poppäa



18. Fortsetzung

Das Boot kommt schnell heran und legt sich vor den Steg. Xaver nimmt stramme Haltung an und meldet die Ankunft mehrerer Telegramme. Die eine der Depeschen sei für eine Dame namens Lissy Holzmann bestimmt, die anderen beiden für Herrn Wank. Leider habe er, Xaver, nie von einer Lissy Holzmann gehört, trotzdem hätte er das Telegramm zurückbehalten. Er nehme an, daß die Dame im Anmarsch sei.

„Geben Sie nur her", antwortet der Baron und nimmt das für Lissy Holzmann bestimmte Telegramm an sich. Dann, als der Diener sich entfernt hat, übergibt er es Karin und sagt mit liebenswürdiger Ironie: „Es kann zu Komplikationen führen, wenn man sich zweier Namen bedient, Fräulein Horn. Wollen Sie sich das nicht lieber abgewöhnen?"

„Baron, Sie glauben nicht, wie schwer das ist. Aber ich verspreche Ihnen, mich in Zukunft zu bessern."

Inzwischen hat Wank seine beiden Telegramme aufgerissen und liest sie oben auf dem Steg.

„Etwas Besonderes?" fragt die Ludhartinger neugierig.

Michael schiebt die Telegramme gleichmütig in die Seitentasche seines Sakkos. „Nein, nur Geschäftliches. Da hat man was für mich aufgestöbert, ich muß bald wieder los."

Das „Annerl" ist erschrocken. „Wann?" Sie hätte ihn so gern noch ein paar Tage hier gehabt.

„In zwei, drei Tagen, Annerl. Da kann man nichts machen. Ich muß nach Spanien, nach Barcelona."

„Mein Gott!"

Die Ludhartinger nimmt zärtlich seinen Arm, und so gehen sie nach oben.

Ein Ferngespräch nach München

Auch Karin Horn liest ihr Telegramm, sie steht etwas abseits. Der Baron beobachtet sie heimlich. Aber Karin verrät mit keiner Miene, daß dieses Telegramm etwas Wichtiges enthält. Sie faltet es zusammen und läßt es in ihrer Handtasche verschwinden.

Dann wendet sie sich an den Baron. „Mein Lieber, gestatten Sie, daß ich ein Ferngespräch führe?"

„Aber bitte sehr, Fräulein Horn. Xaver kann es für Sie anmelden."

Er ruft den Diener zurück.

„Melden Sie in meinem Zimmer ein Ferngespräch an. Wohin, Fräulein Horn?"

„München." Sie nennt die Nummer. „Es ist ein Hotel."

Xaver wiederholt die Nummer.

„Oeffnen Sie die Tür zur Terrasse", sagt der Baron, „und wenn das Gespräch kommt, dann hören wir es ja. Wir warten draußen auf der Terrasse. Ist es so recht, Fräulein Horn?"

„Danke, lieber Baron."

Jetzt gehen sie alle fünf zur Terrasse hinauf und setzen sich in die bequemen Sessel unter einen der Sonnenschirme.

Schweigen. Der Diener öffnet von innen die Terrassentür, die in das Arbeitszimmer des Barons führt. Gleich darauf hören alle, wie Xaver das Gespräch anmeldet.

Der Baron spricht mit Bettina. Er erzählt ihr von den einzelnen Teilen des Sees. Sie hat einen abwesenden, etwas starren Blick.

Nun klingelt das Telephon schon. Karin erhebt sich und geht schnell auf die offene Tür zu. Als sie im Zimmer ist, schließt sie die Tür.

Michael nickt. „So habe ich es mir gedacht."

„Interessant", sagt der Baron und reibt sich schmunzelnd die Hände.

Xaver übergibt Karin den Hörer. „Gnädiges Fräulein, das Hotel."

Dann zieht er sich diskret zurück.

„John, ich brauche Dich"

Karin nennt einen Namen. Man solle den Herrn ans Telephon rufen, falls er sich im Hotel befände.

Es dauert eine Weile. Dann hört sie eine tiefe, etwas singende Stimme im Apparat.

„John", sagt sie, weiter nichts.

„Karin — Menschenskind — bist du's wirklich?"

„Zum Teufel, John, wie kommst du nach München? Ich hab dir doch das Telegramm nach Kopenhagen geschickt. Ich denke, du bist in Dänemark."

„Ach, schon lange wieder weg. Dein Telegramm ist mir nachgesandt worden. Was ist denn los?"

„Ich freue mich, daß du in München bist. Es ist großartig. So ein Zufall!"

„Das ist kein Zufall. Ich hab hier was Wichtiges zu tun. Und ich weiß nicht, ob ich überhaupt so schnell zu dir kommen kann. Was ist denn los? Wo liegt dieses Urling?"

„Du", sagt Karin leise, „denk dir — ich habe ihn gefunden, endlich."

„Wen? Sprich doch etwas lauter!"

„Den Wank hab ich gefunden. Aber schreien kann ich nicht. Vielleicht steht draußen jemand und belauscht das Gespräch. Ich muß vorsichtig sein."

Schweigen. Der Mann mit der tiefen Stimme ist anscheinend wie vor den Kopf geschlagen.

„Deubel nochmal", stößt er endlich hervor, „das ist interessant. Wie hast du ihn aufgetrieben?"

„Erzähle ich dir später. Jedenfalls habe ich ihn und versuche ihn festzuhalten."

„Und was soll ich dabei tun?" fragt die Stimme.

„Ich brauche dich dringend, sehr, sehr dringend."

„Wo liegt das Urling?"

„Erkundige dich beim Portier. Es ist ein kleiner Ort hier oben in den Alpen, mit einem hübschen See. Du fährst höchstens drei Stunden. Hoffentlich hast du deinen Wagen mitgenommen."

„Selbstverständlich."

„Dann komme noch heute. Fahre sofort."

„Karin, ich weiß nicht, obs heute noch geht. Ich bin da nämlich in so eine Sache verwickelt ... ich forsche nach einem Menschen, der sich hier in Bayern herumtreiben soll. Ich hab auch schon eine Spur."

Eine richtige Bombe!

„Unsinn! Es ist sicher nicht so wichtig. Ich brauche dich schon heute. Es hat sich hier alles so zugespitzt. Ich bin hier zu Gast bei einem Baron auf einem kleinen Schloß. Uebrigens ist hier noch ein Mädel, so ein kleines Ding, ich glaube, die kennst du. Oder wenn du sie nicht kennst, dann kennt sie dich. Eigentlich brauche ich dich deshalb so schnell."

„Was sagst du da? Kleines Ding? Wie heißt das kleine Ding?"

Die tiefe Stimme stößt es hastig, etwas erregt aus.

„Bettina", antwortet Karin.

„Bettina? Karin, bin ich vielleicht verrückt geworden? Es kommt mir ganz so vor."

„Sie heißt Bettina ... so eine kleine Schwarze. Hübsches Mädel und eigentlich ganz interessant. Nur etwas zertreten und zertrampelt finde ich sie."

„Hurrah!" brüllt die Stimme, „das ist sie. Und die ist in Urling? Bei einem Baron? Auf einem Schloß? Und derentwegen bin ich doch nach München gefahren. Die suche ich ja."

„Jonny, du bist ja mächtig aufgeregt."

„Kein Wunder. Da suche ich nun herum und plötzlich ist sie da. Das soll mich nicht aufregen? Sag mal, sie ist doch aus Hamburg, nicht wahr?"

„Stimmt. Sie singt genau so, wenn sie spricht, wie du."

„Ich hab sie zunächst in Hamburg gesucht. Und da hörte ich von ihrer Wirtin, daß sie in Bayern eine Stellung angenommen hätte, bei einem Baron oder Grafen. So genau wußte das die Wirtin nicht. Und nun sitzt sie mit dir zusammen in Urling. Das ist ja eine richtige Bombe."

„Das ist es auch, mein Junge. Aber was hast du um Himmelswillen mit dem Mädchen gehabt?"

„Ganz einfach, die Sache: Ich hatte sie als Sekretärin engagiert, bin mit ihr nach Dänemark raufgefahren. Und in Helsingör, am Sund, da ist sie mir plötzlich ausgerissen."

„Warum?"

„Das muß ich dir alles mündlich erzählen."

„Und warum jagst du hinter ihr her?"

„Oh, dafür habe ich meine ganz bestimmte Gründe."

„Ach, Jonny; es scheint eine deiner [illegible] Verrücktheiten zu sein."

„Faß dich an deine eigene Nase, Kari[illegible] hast schon Sachen angestellt, die weit verr[illegible] waren."

Fortsetzung folgt

Frankreich verbraucht die meisten Filme

Von allen Filmproduktionsländern der Welt weist Frankreich im Verhältnis der Zahl der Kinotheater zu der Zahl der vorgeführten Filme den größten Filmverbrauch auf. Auf 2600 Lichtspieltheater entfielen 573 Filme. In den Vereinigten Staaten wurden 667 Filme in 18 533 Kinotheatern vorgeführt, in England 572 Filme in 5054 Kinos. In bedeutendem Abstand folgt Deutschland mit 204 Filmen in 5054 Kinos.

Ein Nazi fährt nach Palästina

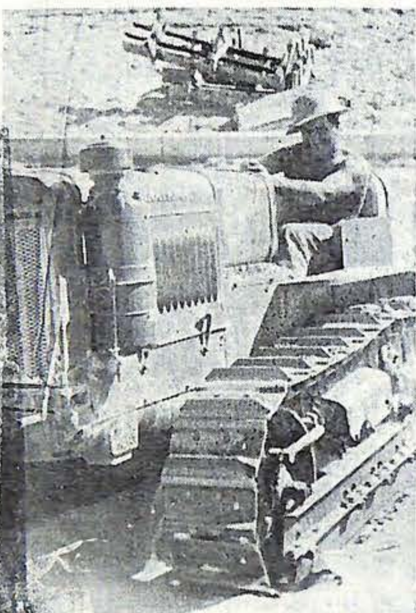
REISEBERICHT VON LIM

Mit dem „Rasenden Moses", einem Spezialdampfer für jüdische Auswanderer, nach Palästina, ins Gelobte Land! Ein Nazi reist mit und macht dort seine Beobachtungen in Siedlungen und Städten, in Fabriken und Kinderheimen. Auf der Fahrt von Triest nach Jaffa lernt er die jüdischen Auswanderer kennen, hört von den Schwierigkeiten, die ihrer Einreise entgegengesetzt werden und den Hoffnungen, die sich die Zionisten auf ihre neue Heimat machen. Im Hafen von Jaffa geht der größte Teil der Fahrtteilnehmer an Land.

2

Die Pässe bereithalten!

Ein Motorboot hält in schäumender Fahrt auf uns zu: die gefürchtete Paßkommission. Der Kapitän, der Erste Offizier, der Kommissar, der Arzt, alle stehen schon zum Empfang bereit. Man muß sich mit den Herren der Paßkommission gut stellen. Man trinkt erst mal ein Gläschen zusammen, zur Stärkung, „. . . Auf daß alles glatt gehen möge!" Denn wenn die Paßkommission einen Einwanderer zurückweist, muß ihn die



Ein Intelligenzler sattelt um

…schaft wieder nach Triest zurücknehmen. Hat er noch Geld, so kann sie ja versuchen, ihn zur Bezahlung der Rückfahrt heranzuholen, hat er aber selber nichts, so muß sie ihn kostenlos zurückbringen. Das will man doch vermeiden.

Den Vorsitz führt ein Engländer, die eigentlichen Paßbeamten sind palästinensische Juden. Die große Sichtung beginnt. Es geht natürlich nach Klassen. Wer am meisten bezahlt hat, kommt auch am ersten dran. Die ihre Einreisestempel im Paß haben, steigen leichten Herzens in die Boote. Zwar sind sie damit noch nicht ganz in der goldenen Freiheit! Sie müssen erst noch in die Quarantänestation, zum Zoll und dann an drei aufeinanderfolgenden Tagen nochmals zum Quarantänearzt. Aber das trägt man leicht, wenn man sonst glücklich hereingekommen ist.

Fliegende Heringe

Wir andern, die wir nach Haifa weiterfahren wollen, haben Ruhe und Zeit. Inzwischen ist unser „Zweiter", der Verladeoffizier, auch seine Fracht losgeworden. Das war gar nicht so einfach. Als eine Ladung mit Heringstonnen gerade über dem Boot schwebt, fällt eins der Fäßchen aus dem Drahtnetz der Winde ins Boot. Der Deckel springt ab und die Heringe lernen Fliegen. Flinke Araberhände haben sie schon wieder eingefangen, und als sie nicht wieder freiwillig in ihre Tonne zurückwollen, springt einer der braunen Gesellen auf das Fäßchen und unter dem kräftigen Stampfen seiner bloßen Füße geben die Heringe nach. Der Deckel kommt wieder drüber, all right.

Als der Steward mit seiner großen Kuhglocke zum Mittagessen gongt, setzt sich das Schiff wieder in Bewegung, Kurs nordwärts, nach Haifa. Immer in der Nähe der Küste gleiten wir dahin. Der hellbraune Sand der steilen Dünen verdeckt das dahinter liegende fruchtbare Küstenland. Nur manchmal lugen einige Palmen herüber. Dann kommen die steilen Felsen der Ruinen von Attlit, an denen eine wilde Brandung entlang tobt, und hinter ihnen der Berg Karmel. Es ist vier Uhr nachmittags. Wir nähern uns der Mole von Haifa.

Am Tor nach Indien

Das ist ein ganz anderes Bild als heute morgen. Der Karmel geht im Steilabfall fast bis an den Hafen heran. Eichen und Pinien bedecken die Hänge. Am äußersten Ende liegt das Karmeliterkloster mit dem Leuchtturm, das Wahrzeichen Haifas.

Links von den Hafenmolen: das Zukunftsland der Industrien von Haifa. Die großen Shell-Tanks leuchten schon herüber, die ewig qualmenden Zementwerke strecken ihre grauen Schornsteine zum blauen Himmel.

Die vorwitzigsten Häuser der Stadt sind schon oben auf den Kamm des Berges geklettert. Dort muß eine herrliche Luft sein. Hier unten ist es trotz des Wassers drückend heiß. Die Fliegenschwärme scheinen nur auf uns Neuankömmlinge gewartet zu haben. Sie stürzen in Schwaden auf uns zu. Die Sandfliegen von Haifa sind besonders gefürchtet. Ihr Stich überträgt die Papadadschia, eine lästige Fieberkrankheit. Ihr leises, feines Singen, viel höher im Ton als das der gewöhnlichen Moskitos, umschwirrt uns.

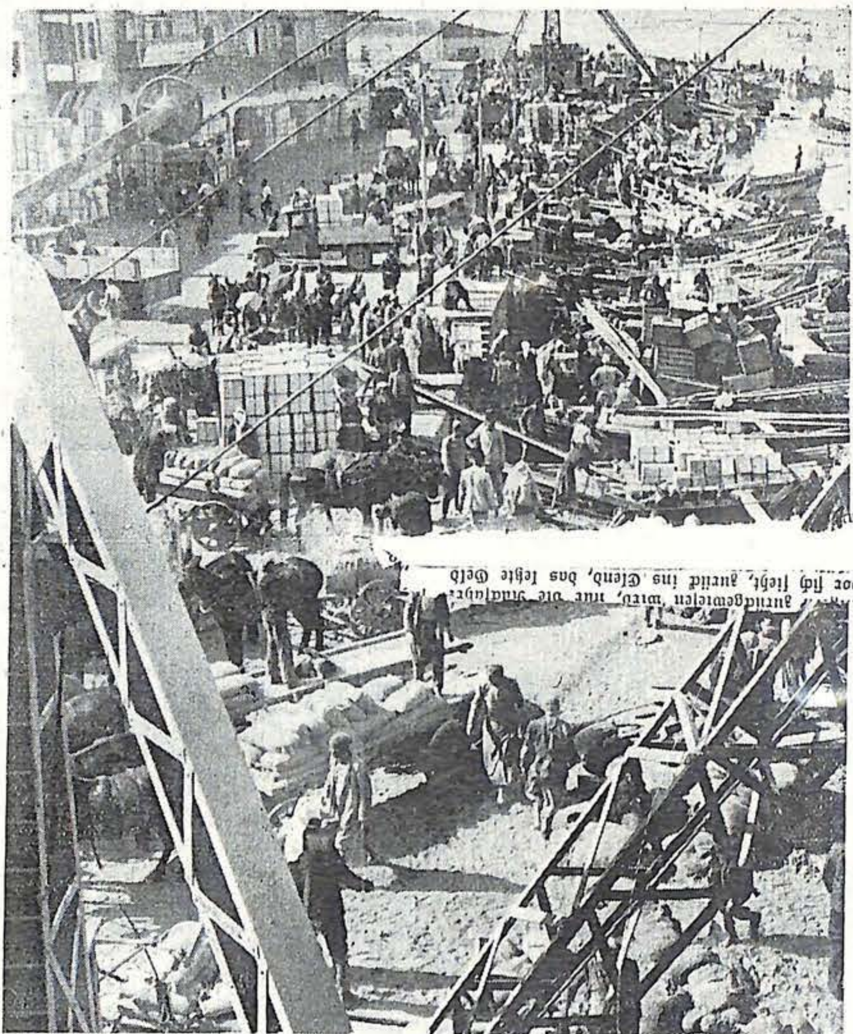
Haifa ist der einzige von der Natur geschützte Hafen an der Ostküste des Mittelmeeres. Eine starke Steinmole umzieht den Hafen, mächtige Krane stehen am Pier. **Man nennt Palästina Englands Tor nach Indien. Dann ist Haifa der Schlüssel zu diesem Tor. Hier ist der einzige geschützte Hafen der Ostküste, hier wird der größte Flughafen des Ostens entstehen, Kreuzungspunkt der Linien nach Kapstadt und Indien. Hier endet die Pipeline, die gewaltige Oel-Rohrleitung von den Oelfeldern um Mossul in Mesopotamien. Von hier soll die „Allbritische Bahn", die Haifa mit Bagdad und Basra, also das Mittelmeer mit dem Persischen Golf, verbinden soll, ihren Ausgang nehmen.** Und sollte man diese Bahn nicht bauen, weil heutzutage eine Autostraße mehr Vorteile hat, so wird auch diese Autostraße, die nie englisches Interessengebiet verläßt und heute schon im rohen Zustande besteht, in Haifa ihren Ausgangspunkt haben.

Die „Martha Washington" legt am Pier fest, die Kommission kommt wieder an Bord. Ich selbst bleibe über Nacht noch an Bord. Mein Wagen, der schön eingewickelt die ganze Fahrt an Bord verbracht hat, muß abgefertigt werden. Die zuständigen Beamten sind nicht mehr da. Also morgen . . . Morgen!

Ein jüdischer Faschist

Das ist der orientalische Balsam für alle Ungeduldigen. Wenn der Araber jemanden höflich vertrösten will, sagt er „Bukra, insch'allah!" „Morgen, — so Gott will!" Wenn es dann morgen doch nichts wird — Gott wollte es anscheinend nicht. Also morgen. Ich warte. Außer mir ist nur noch eine jüdische Einwandererfamilie von den alten Passagieren an Bord geblieben. Da sind einige Papiere noch nicht ganz in Ordnung. Vielleicht morgen. — Inzwischen sind Passagiere für die Rückfahrt an Bord gekommen. Wir sitzen einsam in dem großen Speisesaal.

Mein Gegenüber, ein junger Palästinenser, trägt am Rockaufschlag ein Abzeichen. Einen kleinen siebenarmigen Leuchter. Wir kommen ins Gespräch. Er ist ein Trumpeldor-Mann. So heißen die Anhänger des russisch-jüdischen Hauptmanns Trumpeldor, der hier in Palästina kurz nach dem Kriege im Kampfe gegen Araber



Tag für Tag Orangen-Versand im Hafen von Jaffa

also so einen „vergessenen" Touristen herausfinden? Die Araber behaupten, daß die illegale Einwanderung mindestens ebenso stark sei wie die legale. Deshalb verlangen jetzt die englischen Konsulate von Touristen nicht nur die Hin- und Rückfahrkarte, sondern darüber hinaus auch noch erhebliche Geldkautionen, die verfallen, wenn der Betreffende nach der Dreimonatsfrist nicht zurückgekommen ist.

Land in Sicht!

Dann kommt ein Morgen, da ist die Unruhe direkt zu fühlen, zu greifen. Es rumort im Schiff. Auch das Stampfen der Maschinen ist schwächer geworden, kaum mehr vernehmbar. Ich springe in die Kleider, laufe an Deck. Richtig, in der strahlenden Morgensonne liegt die Küste vor uns. An Bord rennt alles durcheinander. Gepäckstücke fliegen herum, Kinder, Frauen, aufgeregte Männer wirbeln durcheinander. Die Stewards sind die geplagtesten Menschen. In den Räumen der ersten Klasse werden schon Tische gestellt, Absperrungen vorgenommen, denn hier wird die Paßkommission ihres Amtes walten. Mich kann das alles noch kalt lassen, denn ich werde das Schiff erst in Haifa verlassen. Ich trete an die Reeling. Die dunkelblaue See, die uns so wunderbar still umgibt, und der hellblaue Himmel werden durch ein schimmerndes Band getrennt. Ueber der weißen Brandungslinie liegen rechts die flachen Dächer, kleinen Kuppeln und weißen Minaretts der altarabischen Feste Jaffa. Links erheben sich hinter einem breiten Badestrand europäische Bauten: Tel Aviv. Nach beiden Seiten zieht sich das gelbe Band der Dünen bis zum Horizont. Der Küstenstrich ist grün, aber die Hänge in der Ferne zeigen jenen gelblich-violetten Ton, der den vegetationsarmen, von der Sonne ausgedörrten Bergen Judäas eigen ist.

Hakenkreuz in Jaffa

Im weiten Rund des offenen Hafens liegen verschiedene Schiffe vor Anker. Jaffa hat keine Molen, keine Piers für die Dampfer. Der Hafen ist offen gegen die See, also bei schlechtem Wetter unbrauchbar. Und doch hat Jaffa eine höhere Umschlagmenge als der ganz neue, geschützte Hafen von Haifa. Seine günstige Verkehrslage zu den großen Wein- und Orangenzentren des Landes sichert dem Hafen von Jaffa seine Bedeutung. Hier liegen Schiffe aller möglichen Nationen, vorwiegend natürlich Engländer, denn Palästina ist ja englisches Mandatsgebiet. Aber auch zwei deutsche Frachter, sofort erkennbar am lustig flatternden Hakenkreuzwimpel, sind hier zu finden. Deutschland steht an zweiter Stelle unter allen europäischen Importländern. Die Konjunktur hat aber auch ganz seltene Gäste hierher geführt. Große englische Luxusdampfer, ja sogar Amerikaner, bringen ganze Schiffsladungen von Touristen hierher. Zwischen ihnen schlängeln sich die Leichter zu [illegible] kutter — arabische und [illegible] und [illegible] jüdische — streben aufs Meer hinaus.

Fortsetzung folgt

Draußen ging Eusebius vorüber...

Eine neue Tiergeschichte von H. Fidow



Ueber die Straße war an und für sich nichts zu sagen. Sie lag ruhig etwas abseits vom Verkehr der Großstadt und auch Geschäfte mit Vorratskellern waren genug vorhanden.

Aber Katharina war trotz alledem unglücklich, seitdem sie hier mit Eusebius, ihrem langgeschwänzten Manne, wohnte. Und das war nun fast ein Jahr.

Früher war ihr Mann nur mit ihr zusammen und hauptsächlich in den ersten Morgenstunden, in der Dämmerung, ausgegangen. Und jetzt? Jeden Abend etwa gegen 10 Uhr machte er sich fein, klopfte Staub und Sägespäne von seinem glänzend-schwarzen Pelz, wischte sich über die Bartspitzen und verschwand für die Dauer einer Stunde. Wohin, sagte er nie...

Na, und da soll eine gute Ehefrau nicht verzweifeln? Was Katharina auch versucht hatte, so geschickt sie es auch anstellte, hierin blieb der gute Eusebius steinhart. Das war sein Geheimnis. Das erzählte er Niemandem.

Hätte es seine Frau überhaupt verstanden? Er bezweifelte es. Sie war eine Spießerin, für [illegible] Aufregung und Abenteuer. „Ich habe Aufregung genug mit dem ewigen Kinderkriegen und der Furcht vor den Menschen", pflegte sie zu sagen. Und in einer Nacht etwa spazieren zu bummeln, dazu hätte sie nichts in der Welt bewegen können.

Eusebius aber brauchte diese eine Stunde täglich zum Leben wie ein Raucher den Tabak und wie ein Durstender den Schluck Wasser. Einer seiner Urahnen stammte aus dem Geschlecht der Wanderratten und besaß, wenn man es so ausdrücken will, Zigeuner- und Gaukler-Blut. Und daher kam es wohl, daß Eusebius immer irgendetwas im Leben brauchte, auf das er sich freuen konnte und ihm die Nerven so ein ganz klein wenig kitzelte.

Also, wie schon erwähnt, lief er fast jeden Abend gegen 10 Uhr vorsichtig im Schatten der Häusermauern, und jeden Augenblick bereit, in ein Kellerloch zu springen, in die Nebenstraße, wo ein Geschäft war, an dem stand: „Zoologische Handlung".

In den Schaufenstern dieses Geschäftes standen große Zwinger, in denen Hunde saßen, die verkauft werden sollten. Tag und Nacht verbrachten sie im Schaufenster und blickten meist teilnahmslos und gleichgültig aus ihren Dackel- und Terrier-Augen auf die Straße, wo glücklichere Artgenossen herumliefen, sich balgten oder wichtige Geschäfte erledigten. Und wenn dann draußen nichts mehr los war, lagen die Schaufensterbewohner zusammengerollt in einer Ecke ihres Zwingers und schliefen.

Nur zu einer Stunde am Tage war keiner von ihnen gleichgültig, keiner müde. Das war etwa gegen 10 Uhr abends. Dann standen sie dicht gedrängt nebeneinander an den Glasscheiben und starrten auf die Straße. Hin und wieder knurrte einer grollend und trabte einen Augenblick erregt durch den Käfig. Sofort aber war er wieder bei den anderen und wartete.

Selten ging zu dieser Tageszeit draußen jemand vorüber. Hin und wieder huschte wohl mal eine Katze am Haus entlang — dann war es wieder einsam. Plötzlich erreichte die Aufregung der Hunde ihren Höhepunkt. Wie im Fieber standen sie, einer wie der andere. Die Augen weit aufgerissen, den Schwanz steil aufgerichtet, Geifer tropfte ihnen aus dem Maul und Wut machte sie zittern. Draußen aber ging lustig und guter Dinge, als sei das die selbstverständlichste Sache von der Welt, Eusebius vorüber. Er ging bis zur Ecke, trank ein paar Tropfen Wasser aus dem Regenrinnenrohr und kam dann wieder zum Schaufenster zurück. Wie ein interessierter Käufer stand er da. Doch dann wurden seine Blicke höhnisch und bald funkelten seine kleinen kohlschwarzen Augen in Wut und Haß. Oh, er wußte genau, was sein Anblick für die Pfiffis und Schnuckis da drinnen bedeutete. Er wußte, daß sie vor Aufregung und Wut täglich innerlich fast zerplatzten und das war es, was ihn froh machte. Das war seine Rache für seine erste Frau, die so ein Dreckköter in der Blüte ihrer Lebensjahre zerrissen hatte.

Allabendlich dachte er an Mathilde — Katharina durfte selbstverständlich davon nichts erfahren — und dieses Gedenken gab ihm den Mut, hier vor den Augen seiner Todfeinde auf und ab zu promenieren. Und wenn er ganz besonders gut aufgelegt war, setzte er sich kokett auf die Hinterpfoten, nahm seinen Schwanz über den linken Vorderfuß, wippte damit und sprang dann zum Abschluß so blitzschnell an der Fensterscheibe in die Höhe, daß die Hunde vor Wut und Ueberraschung fast wahnsinnig wurden.

Und was dann kam, wußte er auch ganz genau. Wenn seine Feinde im schönsten Kläffen waren und wie die Teufel hin- und hersprangen, dann ging plötzlich Licht im Laden an, und ein Mann fuhr mit einer geflochtenen Lederpeitsche unter die Radaubrüder, bis diese ruhig und winselnd in ihren Ecken lagen.

Eusebius aber stand dann in der Nische des Kellerfensters, hielt sich den Bauch und lachte Tränen.

Oskar Straus — verfilmt

„Eine Frau, die weiß, was sie will"

Ein Film nach der gleichnamigen Operette von Oskar Straus, der sich insofern vorteilhaft von seinen Vorgängern unterscheidet, als er sich nicht sklavisch an das Operettenlibretto hält. Die Drehbuchverfasser habe hier eine Bearbeitung vorgenommen, die die filmischen Möglichkeiten aus der Operette selbständig herausschälte, auf unmotivierte Gesangsauftritte verzichtete und die Musik von Straus im wesentlichen zur Szenenuntermalung benutzte. Da der Film auch sonst frei von Sentimentalitäten und natürlich, frisch in der Dialogführung ist, plätschert die Handlung munter und zwanglos-liebenswürdig dahin. Kein berauschender Film! Das läßt schon die Musik von Oskar Straus nicht zu, der es bei aller Gefälligkeit an blühender, faszinierender Melodik fehlt. Aber ein netter, frischer Film, der sich der saubersten und anständigsten Mittel zur Unterhaltung bedient.

Lil Dagover gibt die Frau, die weiß, was sie will, die sich von Mann und Kind trennt, um auf der Bühne ihre Betätigung zu finden. Aeußerlich ist sie immer noch eine schöne Erscheinung, der diese Rolle gewissermaßen auf den Leib geschrieben ist. Ihrer Darstellung haften jedoch noch Momente einer künstlichen Pose der Filmkunst von früher an, die heute nicht mehr überzeugt. Adolf Wohlbrück, durch seine Rolle in „Maskerade" mit einem Schlage in den Vordergrund der jungen Darsteller gerückt, fällt durch sein zwangloses, natürliches Spiel und durch seine besonders in diesem Film herausgekehrte, liebenswürdige, spitzbübische Note sehr sympathisch auf. In Maria Behling hat er eine anmutige, ebenso natürliche Partnerin, die zudem über ein hübsches Stimmchen verfügt. Anton Edthofer führt die Rolle des verlassenen Ehemannes fast zu griesgrämig-melancholisch durch. Kurt Vespermann und Hans Junkermann dagegen geben ausgezeichnet zwei humorvolle Randfiguren.

Der Schlußapplaus bei der Uraufführung im Mozart-Saal war stark.

H.B.

Köpfchen, Köpfchen ---

Magisches Quadrat

1	2	3	4	5
2				
3				
4				
5				

Die Reihen 1—5 ergeben waagerecht und senkrecht die gleichen Wörter folgender Bedeutung:

1. Luftschiffhafen in den Vereinigten Staaten, 2. Glaubensbekenntnis, 3. Moderner Komponist, 4. Tonhalle, 5. Nordische Schicksalsgöttin.

Silbenrätsel

bak — dam — di — e — e — ge — heim — i — im — in — ka — ker — kurz — li — lich — na — nis — ot — sa — schrift — ta — tur.

1. Stadt in Holland, 2. Indianerstamm, 3. ungekünstelt, 4. Irrer, 5. Verborgenes, 6. Stenographie, 7. Mädchenname, 8. Bienenzüchter, 9. Genußmittel.

Die Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen ergeben ein bekanntes Sprichwort (ch gilt als ein Buchstabe).

Auflösung aus Nr. 225

Silbenrätsel

1. Dachdecker, 2. Emil, 3. Richter, 4. Wagner, 5. Usedom, 6. Nora, 7. Schlange, 8. Ingo, 9. Sahara, 10. Tiber, 11. Donau, 12. Erika, 13. Radrennen, 14. Vetter, 15. Antlant, 16. Tiara, 17. Elend, 18. Radio, 19. Dünkel, 20. England, 21. Sage, 22. Germanen, 23. Eskimo, 24. Dirschau 25. Anker, 26. Nurmi, 27. Koserow, 28. Essen, 29. Nichte, 30. Serum.

Der Wunsch ist der Vater des Gedankens.

Wabenrätsel

1. Strafe, 2. Serail, 3. Marine, 4. Manier, 5. Renate, 6. Fabian. Innenfelder 1 bis 6: Ferien.

Neuer Führer des Buchhandels

Im Einvernehmen mit dem Präsidenten der Reichsschrifttumskammer ist der bisherige Vorsteher des Börsenvereins der deutschen Buchhändler, Verlagsbuchhändler Kurt Bowinckel-Berlin, von seinem Amt zurückgetreten und an seine Stelle der Verlagsbuchhändler Wilhelm Baur-München vom Zentralparteiverlag Franz Eher Nachf. G. m. b. H. München-Berlin berufen worden.

Ein Gast aus Brasilien

Burle Marx dirigiert

Burle Marx, der Organisator und Führer des brasilianischen Konzertwesens, durfte gestern die Reihe der Philharmonischen Dienstagskonzerte eröffnen. Er gab dabei einen knappen Ueberblick über das kompositorische Schaffen der Lateinamerikaner, beschämte aber zugleich manchen deutschen Dirigenten dadurch, daß er sich für einen unserer lebenden Meister einsetzte.

Vier Tonstücke von E. N. v. Reznicek standen im Mittelpunkt seines Konzertes: die Gebets-Arie der Satuala, die Erika Grothe mit innigem Ausdruck sang, ein exotisch gefärbtes Intermezzo und die Ballettmusik aus der gleichnamigen Oper, sowie die charakteristische Ballettmusik aus „Holofernes". Es war erstaunlich, mit welcher Ruhe und doch welchem Temperament dieser verhältnismäßig junge Dirigent die Feinheiten aus dem Orchester herausholte und die Klangmassen zur Entfaltung brachte. Vorzüglich gelang ihm die Wiedergabe der klanglich in der Nähe etwa von Strauß' „Heldenleben" stehenden Suite über Kinderlieder des Argentiniers Castro mit ihrem entzückenden 3. Satz. Die auffallend heitere Natur der beiden Brasilianer Mignone und Carlos Gomes kam in der klaren, hinreißenden Darlegung einer an Kombinationen reichen „Brasilianischen Suite" des einen und einer melodisch vollatmigen Ouvertüre „Il Guarany" des anderen prächtig zur Geltung.

Die Zuhörer, unter denen sich der brasilianische Gesandte als Schirmherr des Konzertes befand, verfolgten auch die meisterhafte Ausführung der anderen Werke, des Römischen Karnevals von Berlioz und der „Fünften" von Tschaikowsky mit gespannter Aufmerksamkeit.

E. R.

Lotte Betke



als Franziska in der Neueinstudierung von Lessings „Minna von Barnhelm", die das Staatstheater heute herausbringt

Ein Nationalsozialist fährt mit dem „Rasenden Moses" nach Palästina. Monatelang durchquert er das Land der zionistischen Hoffnungen, besucht Siedlungen und Städte, Fabriken und Kinderheime, spricht mit Soldaten, Journalisten und Bauern, gerät in Unruhen hinein, lernt die Unsicherheit der Straßen kennen, erlebt die aus Berlin, Breslau, Frankfurt ausgewanderten „Januar-Zionisten" des Jahres 1933 und stellt bei allem die Frage: Welche Zukunft hat dieses Land? Welche Chancen hat der Zionismus im unruhigen Orient? Ist hier die Lösung der Judenfrage gefunden?

Ein Nazi fährt nach Palästina

REISEBERICHT VON LIM Leopold von Mildenstein

1

Ausfahrt ins Gelobte Land

„Schalom!" — „Schalom!", das ist die Losung. Es ist das Begrüßungswort unter Zionisten. Etwa so, als wenn wir „Heil!" sagen. Zum erstenmal klingt es in Prag über den nächtlichen Bahnsteig, als sich der Schnellzug nach Triest in Bewegung setzt. Ein ganzer Wagen voll „Chaluzim", jüdischen Arbeiter-Auswanderern nach Palästina, tauscht den Gruß mit den Zurückbleibenden. „Auf Wiedersehn in Palästina!", Abschiedswinken, einige Tränen.

Ich habe während der Fahrt durch die Nacht und am Morgen genug Gelegenheit, diese Chaluzim zu beobachten. Sie konnten nachts keine Ruhe finden, sie sind an den Grenzen die Aufgeregtesten, obwohl sie alle zusammen nur das Notwendigste mitnehmen. Bei aller Wichtigtuerei ist aber etwas neues in ihrem Wesen. Etwas hebt ihre Schultern, läßt sie den gesenkten Ghettoblick heben. Sie fahren ja nach „Erez Israel", in „Ihr Land". Die meisten unter ihnen haben einen Intelligenzlerberuf aufgegeben, haben in zwei, drei Jahren ein Handwerk gelernt. Oder sie kommen von einem der zionistischen Lehrgüter, wo sie in die Landwirtschaft eingeführt



Das Auswandererschiff mit Hunderten von Juden an Bord. Sie hoffen, in Palästina die Erfüllung ihrer Sehnsucht zu finden. Nur die Speisekarte 3. Klasse trägt den Vermerk „koscher", 1. und 2. Klasse ist alles zu haben

wurden. Ihr Verband, der Hechaluz, hat für ihre Ausbildung gesorgt, er hat auch ihre Reise bezahlt. Drüben in Palästina werden sie in eine Kvuzá gehen, in eine der vielen landwirtschaftlichen Kollektivsiedlungen.

Das also sind die Menschen, die Palästina aufbauen sollen. Ich muß über ihren Eifer lächeln, der sich drüben wohl bald legen wird. Wir nähern uns der Adria. Man atmet schon das Meer. Triest liegt vor uns.

Der „Rasende Moses"

Es ist nur ein kurzer Weg zum Hafen, zu den Molen. Hier ist das Reich des Lloyd Triestino. Für das Palästinageschäft hat er sich beinahe ein Monopol geschaffen. Seit der gesteigerten Einwanderung in den letzten Jahren läßt er einen eigenen Eildienst nach Palästina laufen. Der soll sich auch ganz gut rentieren. Die Touristenlinien des Lloyd sind zwar viel besser eingerichtet, aber wer es eilig hat — und welcher dieser Juden hätte es nicht eilig! — und wer wenig Geld anlegen kann — das trifft erst recht auf die meisten zu —, der fährt eben mit dem Eildienst. Das Innere dieser Dampfer erinnert in vielem lebhaft an die Auswandererschiffe nach Amerika. Inzwischen haben auch die Franzosen, die Griechen, ja sogar die Polen das Geschäft erkannt und laufen sich gegenseitig nach allen Regeln der Kunst um diese Auswandererkundschaft den Rang ab. Deshalb will der Lloyd jetzt auch auf dieser Linie neue Schiffe einstellen. Für diesmal müssen wir allerdings noch mit einem der beiden alten, ehrwürdigen Vertreter vorlieb nehmen. Die „Martha Washington", die unter dem Oesterreichischen Lloyd in der Vorkriegszeit schon beinahe Moos angesetzt hatte, ist an der Reihe. Sie führt bei Kennern den schmückenden Beinamen „Der Rasende Moses". Allerdings sollte dieser Name nicht zu falschen Schlüssen über das Reisetempo führen, mit dem er Palästina entgegeneilt.

Der Renommierkapitän

Das Schwesterschiff ist die „Italia", allerdings die kleine Schwester, die sich mit ihm getreu in den Dienst teilt. Böse Zungen nennen sie die „Judenschaukel". Wäre sie nicht so klein, so wäre sie für die Auswanderer besonders anziehend. Sie wird nämlich von dem einzigen jüdischen Kapitän des Lloyd Triestino geführt. Das ist der Renommierkapitän der Einwanderer. Ich habe ihn erst auf der Rückfahrt kennengelernt. Diesmal ersteige ich die Planken des „Rasenden Moses". Mit mir Hunderte von Juden. Viele von ihnen werden in der dritten Klasse verstaut, vier, sechs und mehr in eine Kabine. Der Lloyd hat sich schon ganz auf seine jüdische Kundschaft eingestellt. Ein eigener jüdischer Kommissar, der „Koschere Kommissar", versorgt seine Schützlinge, und der koschere Speisesaal ist jeweils in zwei, ja sogar drei Schichten besetzt.

Ich glaube, außer der Schiffsmannschaft — schwarzen Italienern wie Postkartenschönheiten — bin ich der einzige „Goj" an Bord. Juden unter sich, das ist das Vorspiel zu Palästina.

„Januar-Zionisten"

Hier auf dem Schiff ist schon alles umgekehrt. Der Schabbat, die Zeit vom Freitag abend bis zum Samstag abend, ist Feiertag. Vom Sonntag merkt man kaum etwas. Am ersten Schabbatabend falle ich gleich unangenehm auf, weil ich im Lesezimmer einen Brief schreibe. Ein Jude schreibt nicht am Schabbat, er raucht nicht, er verrichtet keine wie immer geartete Arbeit. Also falle ich auch wieder unangenehm auf, als ich am Samstag vormittag mit meiner Erika (bitte, der Schreibmaschine!) an Deck erscheine und durch ihre metallene Musik mir empörte Blicke zuziehe.

Rund um mich wogt das bunte Leben der Auswanderer. Sieben- bis achthundert Menschen bringt das Schiff hinüber. Es sind auch einige „Touristen" darunter, meist deutsch-jüdische Intelligenzler, Aerzte, Rechtsanwälte, die sich die Sache erst mal ansehen wollen. **Das sind die Reservierten, die andern nennen sie „Januar-Zionisten".** Ueberhaupt kann man schon hier an Bord feststellen, daß die deutschen Juden, soweit sie nicht bereit sind, in die Reihen der Chaluzim zu treten, bei den andern Zionisten nicht hoch angesehen sind. Man traut ihnen nicht recht, glaubt nicht an ihre innere Ueberzeugung, und sie selbst bessern durch ihre Reserviertheit nicht gerade dieses Verhältnis. Aber sie sind zu wenige, um die andern stören zu können. Die singen hebräische Lieder, tanzen die Horra, den Nationaltanz der Palästinenser, einen Rundtanz mit immer gleicher Melodie. Sind die Paare ermüdet, so wechseln sie sich einfach ab. Sie treiben auch Sprachstudien, lernen hebräisch, das ja die neue jüdische Landessprache in Palästina ist. Dann sitzen sie an Deck, dekli[illegible]nieren und konjugieren, daß man an alle Schrecken der eigenen Schulzeit erinnert wird und entsetzt davonläuft.

Ein Jude spricht mich an

Wir haben in Brindisi kurz Halt gemacht. Die letzten europäischen Zeitungen wurden an Bord gebracht. Wir verlassen die Adria und halten Kurs auf Griechenland. Das Meer ist immer noch ruhig und glatt wie ein Spiegel. Die Sonne ist hinter den kalabrischen Bergen verschwunden. Ich liege im Deckstuhl und betrachte den Silberstreifen, der vom Bug des Schiffes zum aufgehenden Mond führt.

Da spricht jemand zu mir. Ich sehe hoch, ein junger Jude steht neben mir. Er ist mir schon öfter aufgefallen, denn er ist stets der Mittelpunkt ganzer Rudel von Chaluzim. Man hat mir auch schon den Grund genannt. Er ist einer der wenigen, die die alte und doch neue Heimat schon kennen. Er kommt nur von einer Besuchsreise zurück. So ist er für die andern der große Kenner, muß immer wieder tausend Fragen beantworten. Er weist auf den Mond nach vorn: „In drei Tagen wird er uns schon über Palästina scheinen." Was liegt in diesen wenigen Worten an Sehnsucht!

„Sie kommen nach Palästina, weil auch Sie nicht glauben können, daß wir wirklich arbeiten können, nicht wahr? Wie Sie und Ihre Landsleute, denken heute noch viele Juden. Aber sie kennen nicht den fanatischen Willen unserer Jugend. Sehen Sie," fährt er fort, „der Zionismus gibt uns Juden wieder ein Ziel. Er erinnert uns daran, daß wir nicht nur ein Volk sind, sondern auch ein Vaterland haben. Als unser Lehrer Theodor Herzl vor vierzig Jahren sein Buch über den „Judenstaat" schrieb, als er uns Juden erklärte, daß uns keine Assimilation helfen könne, sondern nur die Selbstbesinnung auf unser eigenes Volkstum im eigenen Land, da wurde er von unseren Leuten verlacht und für einen Verrückten erklärt. Herzl hat seinen Judenstaat nicht mehr erlebt, aber wir Jungen haben ihn wahrgemacht."

Die dunklen Augen des Juden wandern wieder voll Sehnsucht über das Meer. Auf dem Deck ist es ruhig geworden. Vom tiefer gelegenen Teil klingt noch leise, klagend ein Lied herauf. Es muß hebräisch sein. Melodiös, aber doch störend durch die wiederkehrenden Kehllaute. Neben dem leisen Stampfen der Maschinen kommt vom Bug das gleichmäßige Rauschen der Wellen herauf. Als dunkle, blauviolette Schatten tauchen von Zeit zu Zeit die haubenförmigen Bergkuppen der griechischen Inseln, von denen es hier unzählige gibt, im silbernen Mondlicht auf. Der Hauch des Südens liegt schon über der See.

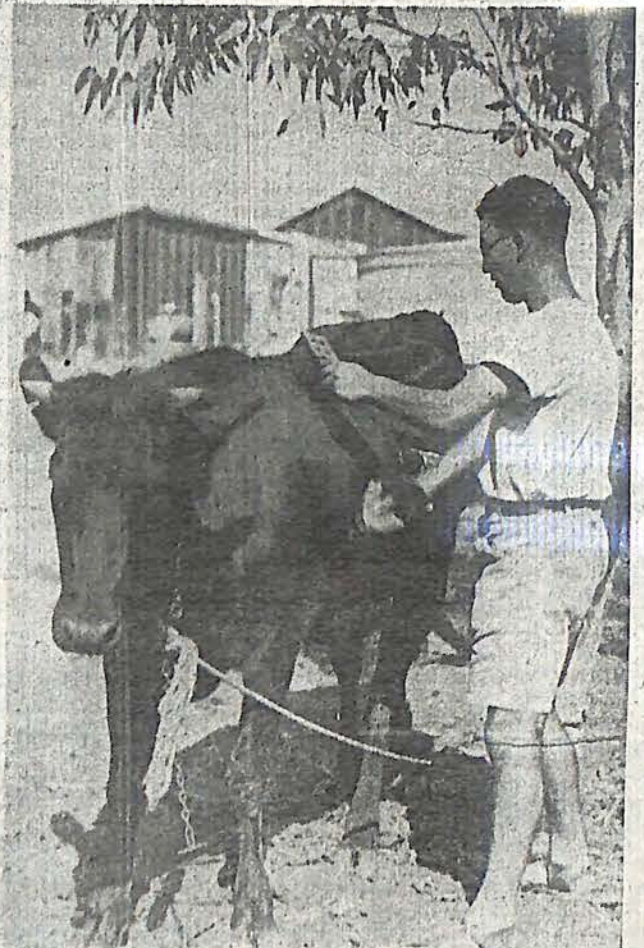
Kapitalisten bevorzugt

Je näher wir Palästina kommen, desto unruhiger werden die Passagiere. Die Einwanderung in dieses englische Mandatsgebiet ähnelt in vielem der nach Amerika. Die Einwanderungsbehörden haben oft so ihre eigene Meinung über Touristen und die Dauer ihres beabsichtigten Aufenthaltes. Die Mandatsverwaltung gibt nämlich — besonders unter dem arabischen Druck — jährlich nur eine sehr begrenzte Zahl von „Zertifikaten" aus. Im letzten Halbjahr nur 5000 Stück! Ein mittelloser Einwanderer kann nur nach Erhalt eines Zertifikats einwandern. Ausnahmen werden nur für Handwerker, die nachweislich **mindestens schon vier Jahre ihr Handwerk ausüben und über ein gewisses Eigenkapital verfügen, gemacht. Völlig unbehindert einwandern dürfen nur die sogenannten „Kapitalisten", Einwanderer, die mindestens über ein Vorzeigegeld von 1000 Pfund Sterling verfügen.**

Vergessene Touristen

Mit diesem Vorzeigegeld wurden noch bis vor kurzem die größten Schiebungen gemacht. Vermögensnachweise wanderten von Hand zu Hand, die Araber beschwerten sich bei der Regierung, die Bestimmungen über das Vorzeigegeld wurden sehr verschärft. Jetzt will kaum einer mehr leichtsinnig sein und seinem noch so gutem Freunde ohne Sicherheit tausend Pfund Sterling — das sind vierzehntausend Mark — in die Hand drücken, mit denen der dan[illegible] in Palä[illegible] [illegible]stina ungehindert an Land gehen kann. Gibt [illegible] nicht gutwillig zurück, könnte man ihn nicht einmal verklagen ohne selbst bestraft zu werden.

Für die illegale Einwanderung bleibt, außer dem heimlichen Grenzübertritt, nur noch die Touristenreise. Touristen dürfen nicht länger als drei Monate im Lande bleiben. Aber in Palästina gibt es, wie überhaupt in den englischen Ländern, keine Meldepflicht. Wer will



Jüdischer Emigrant aus Deutschland striegelt ein geduldig Tier.